

Rudolf Zeitler.

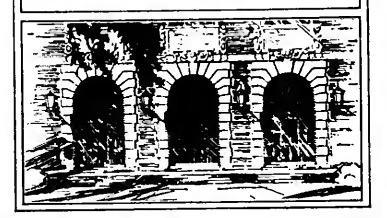
„Der Vierzehnender"

und andere Jagdhumoresken.



Wien 1904.

Verlagsbuchhandlung Karl Mitschke



„Der Vierzehnender"

und andere

Jagdhumoresken

von

Rudolf Zeitler.



Wien 1904.
Verlag von Karl Mitschke.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort.

Die überaus günstige Aufnahme, die meine in Nummer 206 von Kürschners Bücherschatz bei H. Hillger in Berlin erschienenen „Jäger- und Wilderergeschichten“, sowie meine bei Phil. Reklam in Leipzig verlegten „Jägergeschichten“ und meine bei Ed. Koch in München in Verlag erschienenen Erzählungen „Jägerleben“ beim Publikum sowohl, wie in den Besprechungen der Presse gefunden haben, läßt mich hoffen, daß auch das vorliegende Bändchen „Der Vierzehnender und andere Jagdhumoresken“ einem wohlwollenden Leserkreise begegnen wird.

Zwei typische Erscheinungen sind es, die den das Hochgebirge durchwandernden Touristen durch ihre urwüchsig erhaltene Eigenart fesseln, Jäger und Wilderer, und die Geschichten, die sich um deren markige Gestalten weben, finden stets ein williges Ohr. Und wenn man nun, wie ich, bei Sonnenschein und Sturmgebraus, im grauenden Morgen, im geisterhaft fahlen Mondlicht den flüsternden Bergwald, das seufzende Felsgeschröff durchzieht, dann erzählt einem hier der murmelnde Bergquell eine lustige Jägerschnurre, dort vertraut einem der starrende Fels auf einsamer Bergeshöh manch tiefernstes Ereignis, das er geschaut in seiner tausendjährigen Wacht und solche Geschichten sind es, verehrter Leser, die du in diesem Büchlein findest.

Mieming im Oberinntal, Tirol, im Sommer 1903.

Der Verfasser.



Der Vierzehnender.

In der Amtsstube des herzoglichen Jagdleiters zu Sch. saßen am Morgen des Rapporttages der alte erfahrene Jäger und nunmehrige Jagdleiter Stapfer und sein treuer Oberjäger Hartl und sahen einander sprachlos an. Das Verhältnis der beiden hatte in den langen Jahren ihrer gemeinschaftlichen Tätigkeit die Schranken eingeebnet, die sich sonst zwischen dem Untergebenen und dem Vorgesetzten erheben, die beiden waren längst Freunde geworden und hatten in Erkenntnis ihres jägerischen Gleichwertes das trauliche Du getauscht. Heute aber saßen sich die alten Jäger mit ernsten Mienen gegenüber und sahen sich an, als könnten sie eines düsteren Rätsels Bann nicht ergründen. Jetzt tat Hartl einen gewaltigen Zug aus der Pfeife, und unter einem tiefen Seufzer den fragenden Blick auf den alten Freund gerichtet, brummte er:

„Und was sagst nachher da derzua?"

Stapfer war aufgestanden und ging mit großen Schritten vor dem Oberjäger auf und ab, das Antlitz ernst und sorgenvoll zu Boden gesenkt, bis ihn die Anrede des Jägers ans seinem Brüten weckte.

„Was i' sag'?" antwortete er. „Daß mer si' die letzt Borsten aus'm Grind ausreißen kunnt vor Wut über an solchen Malefizhalunken, so an miserabligen", schrie der fuchsteufelswild gewordene Alte, und mit der Faust auf den Tisch schlagend, beendigte er seine Philippika mit der Drohung: „Derschiaßen tua i' den Schuften, wia an Hund, bal i'n derwisch!"

„Söll woll," stimmte ihm Hartl zu, söll taat i' aa', bal i'n derwischert, aber söll is' eben der Teufel, daß mer dem Lumpen nöt derwischen kann und es is' nöt anders und i' glaub's nöt anders, als daß der Kerl mit'm Teufel selber im Bund is'."

„Teufel hin, Teufel her, dö G'schicht geht so nimmer furt, sunst haben wir, bis der gnä' Jagdherr heuer zu der Hirschbrunst einikimmt in's Birg, grad no' a Paar lausige Schneider von Grashirscheln und die kapitalen san beim Teufel ... g'stohlen, ganz gott'serbärmlich teufelsmiserablig g'stohlen von dem elendigen Kerl, dem der Teufel sei' verfluachte Banditenseel' aus'm Leib beuteln sollt ..." und wütend fuhr sich der bekümmerte Jagdleiter in die ergrauenden Haare. Und sich wieder zu dem alten Oberjäger wendend, fuhr er bekümmert fort:

„Also der Kronzehner, sagst d', vom Hirschbicheleck is' aa wieder verschwunden? Rein zum Teufelholen!"

„Leider," meinte Hartl, „es is' so. Wia i' heunt in der Früh übern Grat rüber bin, hab' i' den Aufbruch und 's Haupt mit samt dem G'weih g'funden, das der elendige Lump eahm kurzweg abg'hackt hat, weil's dem Lumpen eben nur ums Wildbret z'tuan is'. Es is' koa Zweifel, es is' der Kronzehner. Du kennst'n ja!"

„Ja, heiliger Bimbam, wo sollen wir denn da noch hinkommen? Wir dürften ja vor jeden guaten Hirschen an Schandarm hinstellen, es geht nimmer a so furt, Hartl, i' sag' dir's, sunst werd i' no' verruckt auf meine alten Tag und schamen müassen wir uns alle zwoa vorm Jagdherrn, wia kloane Buaben!"

„Woll, woll, hast recht, aber was kannst machen. Allwissend is' koa Mensch und der Kerl is', wia g'sagt, mit dem Teufel selber im Bund." Und wieder sahen sich die beiden alten Jäger mit kummervollen Blicken an.

Aus dem Gespräche der beiden ist unschwer zu entnehmen, was das Herz der beiden alten Waidgesellen bedrückt. Die alte Geschichte. Ein raffinierter Wilddieb stiehlt den beiden braven Hegern des Wildes trotz größter Wachsamkeit ein Stück Wild

nach dem anderen weg, und seine neueste Schandtat hat dem Kronzehner vom Hirschbicheleck gegolten, den der für die nächste Hirschbrunft erwartete Jagdherr als ersten im Reigen strecken sollte. Und schon kündigte sich der Beginn des Brunftreigens an.

Kalt und frostig waren die Septembernächte geworden im Hochgebirge, bereift der Tann und an gar manchem Morgen zeigten sich die Halden und Hänge schon mit leichtem Neuen*) überhaucht, die der eisige Bergwind in den Runsen und Schründen des Kahlgesteins zu breiten Schneeadern zusammengeweht hatte. Das richtige Brunftwetter und in den hellen, klaren, aber auch kalten Mondnächten rollte schon hin und wieder der zornig gröhlende Orgelton eines Kapitalen durch's weite Getal. Aber so verheißungsvoll auch da und dort der tiefe Baß manches edlen Hochgeweihten das rollende Echo weckte, es klang doch noch knabenhaft gegen den markigen Schrei des kapitalen Vierzehnenders, der drunten im sumpfigen Muhrgraben seinen Stand und sich bereits einen Harem am Brunftplatze zusammengetrieben hatte. Es war der beste Hirsch des Revieres. Sein weiter Schrank**) und sein häufiger Beitritt***) ließen ihn, auch wenn man ihn noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, als feist ansprechen, und sein weites Hinterlassen†) deutete auf einen alten Herrn.

Diese Zeichen weiß aber leider auch der geriebene Wilderer der Berge zu deuten und schon hatte der alte Hartl auf der Fährte des Kapitalen im Muhrgraben auch den Abdruck eines grobgenagelten Bergschuhes entdeckt, ein Zeichen, daß der ver-

---

*) Neuschnee.

**) „Schrank“ = Rechts- oder Linksabweichung der Fährtentritte des jederseitigen Laufpaares beim Schreiten. Je älter und stärker der Hirsch, desto weiter sein Schränken.

***) „Beitritt“ = Fingerbreit neben dem Tritt des Vorderlaufes stehender Tritt des Hinterlaufes. Kommt hauptsächlich in der Feistzeit vor.

†) „Hinterlassen“ oder Zurückbleiben = Tritteindruck der hinteren Laufschalen (Hufe), zirka 5 cm hinter den Vorderlaufschalen. Ursache: Schwindende Dehnkraft der Sehnen, also: Alter.

wegene Wilddieb sich nunmehr an den bravsten Hirsch des Revieres zu machen gedachte. Dies aber mußte um jeden Preis verhindert werden und die beiden braven alten Jäger, die durch den neuerlichen schmählichen Mord des Kronzehners zu um so größerer Wut entflammt wurden, tauschten den Racheschwur, dem so unfaßbaren Wilderer nun endlich das Handwerk zu legen, koste es, was es wolle.

„Und naus geh'n wir, sag' i' dir, Hartl," bekräftigte der Jagdleiter mit kühner Entschlossenheit, „und rein geh'n wir nimmer, bis wir'n haben, den Lumpen!" Und die Beiden schüttelten sich die Hände zu dem eben vereinbarten Schutz- und Trutzbündnis.

Und siehe da, in treuer Ausführung des Beschlossenen lagen die beiden Jäger nun schon 6 Tage und Nächte abwechselnd droben am Brunftplan des streng zu hütenden Vierzehners. Die Hirsche schrieen bereits gut und die Brunft kam in vollen Gang. Der Bericht des Jagdleiters an den hohen Jagdherrn war abgegangen und in Antwort darauf hatte sich dieser für die nächste Zeit zur Hirschbrunft angesagt. Da hieß es doppelt wachsam sein und den Kapitalen hüten, wie den eigenen Augapfel, wollten die Jäger nicht die Schmach erleben, daß der freche Wilddieb den edlen Geweihten dem hohen Jagdherrn vor der Nase weghole.

So war die Samstag-Nacht herangekommen, die von allen übrigen Nächten der Wochentage von dem lichtscheuen Gesindel aller Art mit Vorliebe zur Ausübung des verbotenen Waidwerks benutzt wird, weil die Kerle an dem darauf folgenden Sonntag dann am besten Zeit haben, das etwa erlegte Wildpret zu verkümmeln. Vollmond stand, die Hirsche röhrten ganz besonders gut, da war darauf zu rechnen, daß der stets aalglatt entwischende Wilderer diese günstigen Umstände sich nicht entgehen lassen würde, eine verwegene Pirsch auf den starken Brunfthirsch zu machen. Deshalb lagen heute auch der Jagdleiter und der Oberjäger zugleich droben auf der Paß, der Jagdleiter auf einem Gratl, von dem aus der Brunftplan beherrscht werden konnte, der Oberjäger an einem Zwangswechsel, den der Hirsch beim

Ueberwechseln des Grates nach dem Brunftplatze zu passieren hatte und wo darauf zu rechnen war, daß sich auch der Wilderer einfinden würde, da es eben der für die geplante Erlegung des Hirsches geeignetste Platz war.

Stundenlang waren die beiden Jäger schon so gelegen, gut unter den sperrigen Latschen gedeckt, es ging gegen 11 Uhr, der Mond war voll heraufgezogen und beleuchtete mit seinem milden Lichte feenhaft die herrliche Berglandschaft, da begann es auf dem zum Stande des Oberjägers führenden Zwangswechsel zu „steineln". Jede Fiber in des Jägers Brust war angespannt in der Erwartung, was die nächste Sekunde bringen werde, da kam auch der edle Hochgeweihte schon in mäßig förderndem Troll den Wechsel daher, vorüber an dem in gutem Winde liegenden Jäger und wechselte hinunter auf den nahen Brunftplatz zum nächtlichen Liebesreigen. Und auch der dort gut verblendet passende Jagdleiter hatte sein Nahen schon bemerkt.

Jetzt trat der Kapitale aus dem Bestande auf die feuchte Blöße, gerade dem verborgenen Jäger gegenüber und äugte unverwandt herüber, die weißverfegten Enden seines kapitalen Geweihes glänzten und blinkten im Mondlicht, wahrlich ein für das Jägerherz entzückender Anblick. Jetzt wandte der Hirsch das Haupt und äugte scharf sichernd zur Seite. Etwas mußte dort seine Aufmerksamkeit erregt haben. Mit aller Anstrengung der Sehkraft folgt der Jagdleiter der Richtung, in der der Hirsch mißtrauisch äugt und sein Herz krampft sich zusammen ob des dort Erschauten. Wie eine Schlange kriecht dort den Hang herab eine dunkle Gestalt, jetzt wieder regungslos liegend, jetzt sich wieder mit der Geschmeidigkeit der Katze vorschiebend, kein Zweifel, der Wilddieb, der sich auf schußgerechte Entfernung an den Kapitalen heranpirscht. Jetzt ist der Lump hinter einem Steinblock angekommen und legt die Büchse auf zum totbringenden Schuß.

Da hilft nur rasches Handeln! Stapfer fährt auf, rollend bricht sich der Kugelschuß und drüben fahren die Steine spritzend vor dem Wilderer auf. Aber eben so schnell blitzt es drüben auf,

und pfeifend fährt die Kugel dem Jagdleiter am Kopfe vorbei. Der Wilderer, der auch unverwundet scheint, geht hoch in rasenden Sätzen den Zwangswechsel entlang, um über den Grat zu gelangen .... er muß dem Hartl droben in die Hände laufen ... und hinterher stürmt der Jagdleiter mit Sätzen, wie nur der Gebirgsjäger sie sich leisten kann, der einen Wilderer fangen will. Droben ist Hartl auf die beiden Schüsse hin aus seinem Verstecke aufgefahren und schnell abwärts gepirscht, da hört er schon die Jagd heraufkommen und blitzschnell hat er wieder Deckung gesucht. Da kommt schon der rußgeschwärzte Kerl dahergestürmt und sucht im Laufen seinen Vorderlader wieder zu laden, womit er bereits zu Stande gekommen zu sein scheint, denn er sucht eben Deckung hinter einer Wetterfichte, um das Nahen seines Verfolgers zu erwarten und diesen hinter dem Baume hervor mit größter Ruhe niederzuknallen.

Diesmal aber hat der Schurke die Rechnung ohne den braven Hartl gemacht, dessen „Halt, gib di'" ihn hinter seinem Stamme zusammenfahren macht. Ebenso rasch ist aber auch das alte Schießeisen am Kopf des Lumpen, aber doch eine halbe Sekunde zu spät, denn Hartls Kugel schlägt ihm dasselbe aus dem Arm und durchbohrt ihm die Schulter. Au weh, diesmal ist's anders gekommen; mit einem Schrei bricht der Lump hinter der Fichte zusammen, und im nächsten Augenblick haben ihn auch Hartl und der atemlos hinzugekommene Jagdleiter am Kragen. Nun geht's hinunter zu Tale, und die Herzen der beiden Jäger schlagen höher in eitel Freude über den erwischten Lumpen und den geretteten Vierzehnender!

Eine Teufelsgeschichte.

In alter Zeit stand auf einsamer Blöße, umgeben von dem rauschenden Forste tausendjähriger, knorriger Eichen ein einsames Forsthaus. Drinnen hauste seit langer Zeit der alte Erbförster mit seinem Weibe und seinen zwei Buben, Gotthilf und Kuno. Der alte Erbförster war gar ein trotziger Mann, riesig von Gestalt und wild von Angesicht, sehnig sein Arm und struppig sein Bart, wie es nicht anders sein konnte bei den Waidleuten der alten Zeit, die im Kampfe mit dem wilden Getier der undurchdringlichen sumpfigen Urwälder Geist und Körper stärkten und aus deren Antlitz der Ernst der erlebten grimmigen Kampfesszenen alles Milde und Lächelnde gescheucht. Aber nicht nur des tiefträumenden Waldes wildes Getier hatte der Waidmann zu bekämpfen in jener alten, rauhlebigen Zeit, nein, die wilden Horden der Landsknechte und des anderen lichtscheuen Gesindels, das zu den Zeiten des schrecklichen dreißigjährigen Krieges das Land durchstreifte und in den dichten Wäldern willkommenen Unterschlupf und Sicherheit vor Richtschwert, Rad und Galgen fand, waren der grimmigste Feind des Jägers jener bewegten und traurigen Zeit. Da ward nicht lange gefackelt und gar mancher Waidmann hat im tiefdüsteren Walde verröcheln müssen, aus dem Hinterhalt erschossen mit dem scharftreffenden Bolz aus der Armbrust oder der Kugel aus dem Feuersteingewehr. War es da zu verwundern, daß die Waidleute ergrimmten und auch ihrerseits Leben um Leben nahmen?

Zu Beginn des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618 war der Erbförster noch Jägerbursch und gar heiß schwoll ihm damals das

Blut zum Herzen, wenn er hörte von den Taten der Wilddiebe und Mordbrenner jener wüsten Zeit und seine Faust ballte sich und zwischen den zusammengebissenen Zähnen kam es dann wie Racheschwur hervor. Und als Kriegsjahre sich auf Kriegsjahre häuften, als die Zeitläufte immer trüber und gefährlicher, die marodierenden Banden aller Grade der Verworfenheit sich immer mehr zu einer Geißel des Volkes im allgemeinen und zu einer täglichen Lebensgefahr der Waidleute im besonderen auswuchsen, als der Erbförster Eberhart gar eines Tages den lieben Bruder, der mit ihm auf derselben Försterei diente, erschossen und verstümmelt im Walde fand, da hob er Büchse und Waidmesser zum Himmel und tat einen fürchterlichen Racheschwur. Und gar nicht lange währte es, da fand man da und dort, vom Raubzeug aus den verschwiegenen Waldgräbern gescharrt, das Gebein von Wilddieben, von denen niemand von den Jägerburschen wissen wollte, wie sie geendet. Und an den knorrigen Aesten der Eichen fand man in der Folge den erschossenen oder auch oft nur überwältigten Wilddieb und Mordbrenner hängen, kalt und starr und der Keiler windete zur Leiche empor und klappte mit den Gewehren*) und Haderern**) vor Vergnügen auf einander, in Erwartung, daß vom zerrissenen Strick das abfallende Aas ihm den Tisch decken werde.

Lebensfroh war bisher der junge Jägerbursche Eberhart gewesen. Je mehr Gebeine man aber im Walde fand, je mehr faulende Körper aber an den Aesten baumelten, desto finsterer blickte sein Auge und so ging es fort, Jahre um Jahre lang, bis die Liebe in Eberharts Herz schlug und ihn wieder mildere Regungen lehrte. Da gab's dann im unheimlichen Walde kein Gebein mehr, vom Raubzeug zernagt und im Nachtwind baumelten nicht mehr die schrecklichen starren Körper. Aber in schaurigen Sturmesnächten, wenn die Windsbraut um das einsame Forsthaus heulte, das den jungen Erbförster und sein jugendlich Weib barg, wenn der Forst stöhnte und ächzte und geisterhaft Geschrei die Sturmwellen zerriß, als

*) Hauer im Unterkiefer des wilden Ebers. — **) Kurze dicke Zähne im Oberkiefer des Keilers, woran er knappend die Hauer wetzt.

zöge der wilde Jäger mit seinem Geistertroß brausend durch den nachtschwarzen Wald, oder auch wenn der Mond sein gespenstig Licht herniedersandte auf den geisterhaft schweigenden Wald, oh, dann zog, gräßlich zu schauen, am traumwachen Auge des Försters ein langer Leichenzug gar schrecklicher Gestalten vorüber, die Totenschädel grinsten ihn an und die knöchernen Hände erhoben sich drohend gegen ihn und wie ein Geisterhauch zog es ihm ins Ohr! „Du hast uns getötet!" Und angeführt war der schauerliche Zug der Gerippe von einem Weib von Fleisch und Blut, von mildem, ernstem und treublickendem Wesen und beschlossen von einer abgehärmten Greisin, die mit gerungenen Händen stumm zu Boden sah, — dem Gewissen und der Reue. Und jedesmal nach solchem Traumgesicht war der Erbförster noch trotziger und düsterer geworden bis auf den letzten Tag.

Und das Spiegelbild seines Charakters, wie er sich im Laufe der Zeit ausgebildet, war Kuno, sein ältester Bube. Dem Gotthilf war das weiche Gemüt der Mutter, ihr Sinn für Ruhe, Beschaulichkeit und sanfte Beschäftigung geworden, dem Kuno aber stand der Sinn nur nach Kampf mit den Altersgenossen, und je älter er wurde, um so mehr ergriff auch glühende Waidmannslust sein jugendfeurig Gemüt. Wenn des Abends der Erbförster in der Waidhalle sitzend, an deren Wänden die Netze, Jagdspeere und Saufedern, Armbrusten und Steinschloßbüchsen hingen, die Hirschfänger und Waidmesser, wie sie der Waidmann vonnöten hatte in jener alten Zeit, gar wundersame und schaurige Geschichten erzählte vom Waidwerk vergangener Tage und von den grimmen Kämpfen mit den Wildschützen und Mordbrennern, oh, dann leuchtete Kunos Auge in sprühendem Verlangen, es einst dem Vater gleich zu tun im mannhaften Kampfe gegen die Feinde des edlen Waidwerks. Wäre er so geblieben!

Aber als der alte Erbförster eines Tages auf der Bahre lag und ihm bald darauf die gute Mutter folgte, da kam der sich selbst überlassene Bursche gar bald in schlechte Gesellschaft, die sich wenig von der unterschied, die sein Vater einst so grimmig bekämpft. Und

da lernte er all die Teufelskünste, wie sie den damaligen fahrenden Jägern und Landsknechten so wohl bekannt waren und um des Leibes Notdurft und die Lebsucht zu befriedigen, wozu die kargen Batzen, die Kuno im Beutel hatte, nur selten reichten, beschritt dieser gar bald die dunkelsten Pfade. Und immer tiefer und tiefer kam Kuno herab, er trank und fluchte und schäkerte mit den lockersten Dirnen, er spielte und raufte und, was nie er gedacht, eines Tages sah man des alten Erbförsters Sohn selber auf verbotenen Waidwerks Wegen und der Zehnender, der ihm zur Beute fiel, überhob ihn wieder für einige Zeit der alltäglichen Sorgen. Und sein Kumpan, mit dem er das Wildererhandwerk betrieb, war gar ein finsterer Gesell und seine Kugel traf das Ziel mit so unfehlbarer Sicherheit, daß Kuno sich darob verwunderte und in den Gesellen drang, ihm zu sagen, wie er's wohl anzufangen habe, daß seine Kugel gleich scharf und sicher ihr Ziel erreiche. Und siehe, das was er zu hören bekam, war freilich gräßlich.

Am Charfreitag*) während des Meßopfers solle er dreimal auf das Bild des Gekreuzigten schießen, eine Kugel in den Kopf des Bildes, die beiden anderen in die Brust. Hierauf werde sich brausender Sturmwind und rollender Donner erheben, die Wunden des Bildes werden zu bluten beginnen und gräßliche Stimmen aus den tiefsten Tiefen der Erde ertönen. Aber Kuno brauche nicht zu erzittern, er solle nur fest in der Mitte des mit einem Totengebein um sich gezogenen Kreises stehen bleiben, mit der Rechten die Büchse mit der Mündung nach oben hochhalten und mit der Linken fortwährend das Zeichen des Kreuzes machen und zwar verkehrt. Dann werde er Tausende und Abertausende von Kugeln in den Lauf seiner Büchse rollen hören, die Freikugeln, die unfehlbar ihr Ziel erreichen, ganz gleich auf welche Entfernung. Das Bündnis mit dem Teufel sei dann geschlossen, der ihn aber nach zehn Jahren holen werde, wenn er ihm unter dieser Zeit nicht einen anderen Teufelsbraten zuführen oder ihm eine Aufgabe geben könne, die der Teufel nicht zu lösen verstehe. Und der verwegene Kuno tat, wie ihm geheißen

*) Historischer Jägeraberglaube.

und seine Kugel traf fortan das Ziel so sicher, wie die seines Genossen, seine Tasche ward nicht leer von Geld und der Teufel, mit dem er das Bündnis geschlossen, verschaffte ihm alle irdischen Freuden und süße Liebeskurzweil.

Gotthilf hatte nach dem Tode der Eltern bei einem guten und gelehrten Manne Aufnahme gefunden, der ihn selber in seiner eigenen Gelehrsamkeit unterwies, damit er später damit sein Brot finden möchte. Aber da wollte es das Unglück, daß der Wohltäter starb, ehe der arme Gotthilf seine gelehrten Studia vollendet hatte, und nun stand die Not vor seiner Tür und er mußte zum Wanderstab greifen. Und er tat's und pilgerte sorgenschwer seiner Zukunft entgegen, immer auf die Gelehrsamkeit vertrauend, die ihm sein toter Wohltäter bisher beigebracht. Trauriger Wahn! Was konnte ihm die Gelehrsamkeit nützen in jenen wilden Tagen, wo alles Gute und Schöne daniederlag und nur die rohe Gewalt triumphierte. Gar bald war der letzte Heller aus Gotthilfs Tasche verschwunden, und die Not trat an ihn heran in ihrer furchtbarsten Gestalt. Als er einmal mit hungrigem Magen, halb dem Verschmachten nahe, auf staubiger Landstraße durch das verwüstete Land zog, taumelnden Schrittes und kaum mehr mächtig, sich auf den Füßen zu halten, kamen ihm johlend und brüllend einige vazierende Jägerbursche und Landsknechte entgegen. Als sie des bleichen, schüchternen Burschen ansichtig wurden, ließen sie ihren Uebermut an ihm aus, hänselten ihn und fragten ihn, ob er wohl ein heiliger Klosterbruder werden wollte. Als sie aber dann den elenden Zustand des Armen sahen, ergriffen sie ihn lachend unter den Armen und schleppten den Widerstrebenden in eine nicht ferne Schenke, wo sie ihm Essen und Trinken vorsetzen ließen und sich neugierig nach seiner Vergangenheit erkundigten. Geld hatten sie alle vollauf und waren lustig und guter Dinge.

Scheu sah sich Gotthilf in dem ihm so fremden und wenig zusagenden Kreise um, wenn sich auch momentan ein Gefühl der Neigung zur Dankbarkeit in sein Herz stahl, für die, die ihn der augenblicklichen Not entrissen hatten. Und die lockeren Kumpane

hatten ihren Spaß an ihm und ließen ihn nicht mehr fort. Wohin hätte er auch gewollt? Und so ward man bekannter und zutraulicher, der Wein wirkte und der erste Schritt des Armen auf schiefer Ebene war getan, dem abschüssigen Pfade, auf dem die anderen Schritte schneller gehen, bis der Verführte immer hurtiger und hurtiger in sein Verderben eilt. Auf diese Weise und unter dieser Gesellschaft hatte Gotthilf es bald weg, wie man leicht und mühelos zu Reichtum und irdischer Lust und Freude kommen kann und die hoffnungslose Zukunft trieb ihn zu handeln.

In einer grausigen Mitternacht zog er mit dem abgeschälten Weidenästchen, wie ihm von seinen Zechkumpanen gezeigt, mit der rechten Hand, an einem Kreuzweg stehend, einen Kreis um sich, legte zwei Finger der linken Hand auf die Brust und sprach die Bündnisformel mit dem Teufel:

„Hier greif' ich an diesen Stab
Und verleugne damit unsern Herrgott
Und seine zehn Gebot!“

Und somit war das Bündnis mit dem Fürsten der Hölle auf zehn Jahre geschlossen unter den gleichen Bedingungen, wie bei Kuno. — So lebte auch der gefallene Gotthilf über ein Jahr lang, wie sein Bruder Kuno, in Saus und Braus, aber er konnte doch der Sache nicht so recht froh werden, wenn er an deren grausiges Ende dachte. Und als sich ihm bald darauf eine Gelegenheit bot, als Kastellan eine Stelle auf einer Burg zu bekommen, nahm er sie begierig an, und sein ganzes Denken und Trachten ging fortan dahin, wie er sich nach Ablauf der zehn Jahre aus den Krallen des Bösen retten könnte. Tag und Nacht grübelte er nach, eine Aufgabe zu finden, die der Teufel nicht zu lösen vermöge und ihn so frei geben müsse und endlich glaubte er, das Richtige gefunden zu haben. Er sparte, er darbte fast, um jeden Kreuzer seines Einkommens zu erübrigen und um das Ersparte ließ er sich Jahr aus Jahr ein ganz winzig kleine Steinchen, nicht größer wie Brodkrumen, fuhrweise auf einen bestimmten Platz zusammenfahren. Turmhoch stieg im Laufe der Jahre die

Masse des feinen Sandes auf, menschliche Berechnungsgabe mochte schon längst nicht mehr die ungezählten Milliarden der Sandkörner fassen und die Leute wunderten sich, was denn der hochgelehrte Herr Kastellan mit dieser ungeheuren Masse Sandes vorhabe, aber er schwieg, und den Gestrengen zu fragen, wagte niemand. — Kuno hatte unterdessen nach wie vor sein Lotter- und Lasterleben fortgeführt. Seine Beschäftigung bestand nur in Essen und ganz unmäßigem Trinken, Rauchen und Spielen, Raufen und verbotenem Jagen und die lockersten Dirnen waren ihm willkommene und tägliche Gesellschaft.

So lebten die beiden Brüder, der eine in Reue und Sittsamkeit, der andere sorglos und in Saus und Braus dahin, bis eines Tages der leibhaftige Teufel sich einstellte, denn die zehn Jahre des Bündnisses waren abgelaufen. Gotthilf wußte es wohl, Kuno hatte gar nicht daran gedacht. Aber Gotthilf zagte nicht, denn er glaubte eine Aufgabe gefunden zu haben, die der Teufel unmöglich lösen könne. Als sich dieser daher hohngrinsend bei ihm einstellte und ihn fragte, welche Aufgabe er für ihn habe, da sagte Gotthilf:

„Sieh dort den großen Berg von feinem Sande. Zähle mir in drei Minuten die Steinchen und du hast gesiegt!“

Und triumphierend blickte Gotthilf auf den Teufel, denn er war gewiß, daß dieser diese Aufgabe in so kurzer Zeit unmöglich lösen könne. Der Teufel machte aber ein ganz wegwerfendes Gesicht, als ob ihm diese Aufgabe gar nicht imponiere, steckte die Finger in den Mund, tat einen gellenden Pfiff in die Hölle hinunter und siehe da, Millionen und Aber-Millionen winzig kleiner Teufelchen kamen herbei, fielen auf einen Wink des Höllenfürsten über den Sandberg her und im Handumdrehen waren die Steinchen gezählt. Da drehte der Teufel dem armen braven Gotthilf den Hals um und fuhr mit ihm zur Hölle.

Als er wieder heraufkam und nach Kuno suchte, fand er diesen erstens schon gar nicht. Als er bei dessen Hausfrau nachfragte, ob Kuno nicht zu Hause sei, sagte diese, der Lump habe

nur mehr ein einziges Hemdknöpfel im Hause, das sei seine ganze Habe, den Zins habe er auch noch nie bezahlt, sie wolle überhaupt mit dem Vagabunden und seinen Spezeln nichts zu tun haben, er, der Teufel, sei wahrscheinlich auch so ein Saufbruder und solle schleunigst schauen, daß er zum Teufel käme, wenn er nicht mit ihren fünf Fingern Bekanntschaft machen wolle. Da schob der Teufel fix ab, indem er sich auf der weiteren Suche nach Kuno über die Zungenfertigkeit des irdischen schönen Geschlechtes wunderte und das Liedchen trällerte:

„Drum san wir lusti'
Weil wir noch koa Weiber ham,
Drum san wir lusti'
Weil wir no' koa ham,
Weiber kriag'n wir wia der Teufel,
Kinder kriag'n wir ohne Zweifel,
Drum san wir lusti'
Weil wir no' koa ham."

Auf der weiteren Suche kam der Teufel auf die geniale Idee, Kuno vor dem Versatzhaus aufzulauern. Nachdem er aber dort einige Stunden vergebens gewartet, fiel ihm plötzlich ein, daß nach Aussage der Hausfrau Kuno ja nur mehr ein einziges Hemdknöpfel besitze, welches man doch nicht gut versetzen könne. Jetzt begann der Teufel eine Tournee durch alle Bier-, Wein- und Schnapshäuser der Stadt und da er sich doch genierte, nicht überall etwas zu konsumieren, so hatte er es bis abends zu einem ganz passablen Schwips gebracht, als er zuletzt schwankenden Schrittes auf die letzte und verrufenste Schnapskneipe der Stadt zuschritt, wo bei galanter Bedienung nur die allergrößten Lumpen zu verkehren pflegten. Richtig, da saß hinten in der Ecke, ein fesches Dirndl auf dem Schoße, der gesuchte Kuno.

Der Teufel schritt gravitätisch auf ihn los und blickte ihn mit wutfunkelnden Augen an, machte aber sofort eine mildere Miene, als Kuno mit einer nicht mißzuverstehenden Bewegung nach der großen Schnapsflasche griff, die er vor sich stehen hatte, denn er erkannte den Teufel nicht. Jetzt aber erinnerte der Teufel

Kuno daran, daß die zehn Jahre aus seien und er mit ihm zur Hölle fahren müsse, wenn er nicht eine für ihn unlösbare Aufgabe habe. Alles was aber Kuno auf diese gräßliche Mitteilung erwiderte, war ein patziges und protziges: „So!" Ueber eine solche Unverfrorenheit staunte selbst der Teufel, aber schon überkam ihn im Angesichte seiner Beute seine höllische Wut und er herrschte Kuno an, was er für eine Aufgabe für ihn habe. Da nahm Kuno das vor ihm stehende Stamperl Schnaps, schüttete es in einem etwa einen Meter langen Längsstreifen auf den Tisch aus und sagte kalt: „So, in den Schnaps machst mir jetzt an Knopf eini!"

Da klemmte der Teufel den Schweif zwischen die Beine und fuhr zur Hölle.

„Zeit lassen!“

Umgeben von den gewaltigen Bergriesen des bayerischen Hoch=gebirges, liegt im herrlichen Talkessel der vor Jahrzehnten, zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, noch so stille Ort Berchtesgaden. Wenn der Frühling mit seiner Herrlichkeit ins Land kam, war es dorten zauberisch schön. Noch durchfurchte der Schienenstrang nicht die herrliche Gegend, noch war der Hang zu alljährlicher Sommer=frische nicht zur allgemeinen Neigung geworden, darum blieb es damals im schönen Berchtesgadener Landl still und einsam, selbst wenn der Hof dort zur Ausübung der herbstlichen Jagden auf Hirsch und Gams anwesend war, die in den weiten Bergwäldern, in den Wänden und Schrofen des wildzerklüfteten Hochgebirges des Wildes erste Lebensbedingung, Ruhe und Beschaulichkeit, fanden.

Heute ist es freilich anders. Zwar sorgt der waidgerechte hohe Schirmherr des Bayernlandes in echt deutschem Jägergeiste dafür, daß der Brunftschrei des edlen Hochgeweihten in den herrlichen Bergwäldern noch wiederhallt und wiederhallen wird, daß die muntere Gemse noch in starken Rudeln ihre Aesungsplätze hoch droben auf den Bergeshalden bezieht, aber im Tale unten er=heben sich heute glänzende Landhäuser neben eleganten Hotels, von aller Herren Länder her, ja selbst über den Ozean gekommen, begegnen wir heute zur Zeit der Sommersaison der noblen Welt auf den einst so lauschig=einsamen Wegen, — nur der Aelpler,

der stramme Sohn des Gebirges, ist noch derselbe in seiner Derbheit und Urkraft geblieben. Ihn hat der Hauch der Kultur nicht mit seiner oberflächlichen Verfeinerung beleckt, und wo er uns begegnet, am Gangsteig an der Bergleite oder auf der breiten behäbigen Verkehrsstraße, am schmalen Steig über die Klamm, in deren Tiefe der schäumende Bergbach rauscht, oder am vielgewundenen Jägersteig durchs einsame Waldrevier, überall tönt uns sein treuherziger Gruß entgegen: „Zeit lassen!"

Diese Grußform des Gebirglers ist wohl bedingt durch die ihn umgebende Natur. Beim mühsamen Aufstieg über Steingeröll oder feinsandig schlüpfrigen Pfad, wie auch beim Abstieg über scharfkantiges Gestein ist die Mahnung: „Zeit lassen" am Platze. Vorsicht tut not beim Wandern im Hochgebirg, und man kommt auch mit gleichmäßig bedächtigem Schritt viel eher zum Ziele, als mit übertriebener Eile, die beim Wandern im Gebirg gar bald ein Halt gebietet. Darum ist wohl seit urdenklichen Zeiten „Zeit lassen" der Gruß des Gebirglers. Ihn bietet uns mit zitternder Stimme das von der Last der Jahre gebeugte, am Stocke humpelnde Mütterlein, lachend ruft ihn uns die dralle Dirn entgegen, die hoch oben von der Alm Butter und Käse hinab zu Tal in des Bergbauern Hof trägt. Der bedächtig schreitende Bergmann, der aus den tiefen Schächten das Salzgestein fördert, der stramme, sehnige Jagdgehilfe, der in seiner verwetterten kurzen Wichs mit Büchse und Bergstock zu Berg geht, sie alle haben nur eine Mahnung für den begegnenden Fremden: „Zeit lassen!"

Ob dieser Mahngruß nicht auch anderswo wohl angebracht wäre, allüberall, wo Menschen leben und leiden? Wie könnte er dem Arm Einhalt tun, der zu frevelndem Stoße ausholt, wie oft könnte er das harte Wort zurückhalten, das im Zornesmute der Lippe entfährt, wie oft unbedachte Schwüre hindern, wie oft den Verzweifelnden zurückhalten von vorschneller Tat!

* * *

Ziemlich hoch auf bewaldetem Höhenzug gelegen stand ein hübsches Landhaus. Es war im Gebirgsstil erbaut mit über-

hängendem Giebel, der in prächtiger Schnitzerei und durchbrochenen Arabesken auf die Altane herniederragte, von welcher eine ganze Reihe dunkelblühender Geranien und Nelken aus dem Gewirre des rankenden Epheus herniedergrüßten, der sich an den Wänden des Hauses hinaufzog und auch den Balkon unter seinem Grün schon fast ganz verbarg. Dieses stille Bergheim hatte Kurt von Braunseck erworben. Er war als Offizier in österreichischen Diensten gestanden und durch eine im Felde erhaltene Armwunde gezwungen worden, den Abschied als kaiserlicher Hauptmann zu nehmen. Der Soldat braucht zwei kräftige Arme, der Künstler konnte mit dem gesunden rechten Arme den feinen Pinsel noch zur Genüge führen, und Kurt, der schon in frühester Jugend Neigung zur Kunst gehabt, durch väterliches Machtwort aber der militärischen Laufbahn zugewiesen worden war, und zeitlebens neben diesem Berufe seiner Kunst, wenn auch nur als Dilettant, gelebt, und bereits Erkleckliches in ihr geleistet hatte, machte das ihm liebgewordene Schaffen mit Pinsel und Palette fortan zu seinem Lebensberufe, und die Kritik sprach mit Achtung von seinen Bildern. Zwar meinte wohl mancher Freundesmund, Kurt mache auf seinen Bildern die Düsterkeit des Lebens zu anschaulich und alle seine Sujets trügen zu sehr den Stempel des Grauenhaften, von anderer Seite wurden aber diese schaurig-ernsten Motive, die sich der Künstler mit Vorliebe wählte, als wuchtige Kraft seiner Darstellungsweise gerühmt, und eine kunstverständige Dame meinte, wenn einmal die Liebe ihm nahe, würde sie ihm mildere Vorwürfe und lichtere Farben lehren.

Ehe sich dem Wanderer der Blick öffnet auf den in seiner erhabenen Urnatur tiefernst stimmenden Königssee, aus dem die Felsen unvermittelt herauswachsen und mit ihren gewaltigen Steilwänden kühn aufstrebend zum Himmel ragen, steht auf langgestrecktem Wiesengrunde ein freundliches Forsthaus. Alles, was man an einem Försterheim zu sehen gewohnt ist, findet sich auch hier. Die Bank vor der Türe, unter der Eiche, dem Eingang gegenüber, Tisch und Rundbank um den Eichenstamm gezimmert,

Reisig und Brennholz die schwere Menge aufgeschichtet, der Hundezwinger mit den Hütten für die Dachs- und Schweißhunde und all die Nebengebäude, wie sie die kleine Oekonomie erheischt, die ja meist jedem Forsthause im Gebirge beigegeben ist. Nur eines fehlte, das Gärtchen, das man doch sonst um jedes Jägerheim anzutreffen gewohnt ist. Die großartige majestätische Hochgebirgsnatur ringsum hatte es aber wohl den Menschen, die das herrliche Jägerheim bewohnten, kleinlich erscheinen lassen, ein solches Gärtchen anzulegen, — es wäre ja doch verschwunden und unbeachtet geblieben vor all der Herrlichkeit in der Runde. Aber drinnen im Hause selber blühte eine Blume von seltener Schönheit, Försters Töchterlein Vroni! — Drei kraftvolle Buben tummelten sich in den Ferien, wenn sie aus der Stadt von den Studien nach Hause kamen, schon auf der Wiese vor dem Forsthause herum, da erblühte im Garten der Ehe noch ein Spätröschen und „Vronerl", wie sie später genannt wurde, blieb das gefeierte Prinzeßchen im Försterhause.

Als Kurt von Braunseck sich auf der Höhe ankaufte, zählte Vroni bereits siebzehn Sommer. Wer sie sah, war überrascht von dem wunderbaren Gemisch von Anmut und Schönheit in Gestalt und Antlitz. Wie es dem Wanderer in den Bergen ergeht, daß er, überwältigt von einem Anblick von hinreißender Naturschönheit, den eben erblickten Punkt fürs Leben in sich aufnehmen möchte und, angezogen durch einen anderen Ausblick, der ihm noch schöner dünkt, den vorher geschauten vergißt, so erging es auch dem sinnigen Beobachter von Vronis eigenartiger Erscheinung; er wußte nicht, wem der Preis gebühre, ob den edel geschnittenen Zügen oder dem Liebreiz, der darüber schwebte.

Sollte das Kurt, der feinfühlige Künstler, nicht bemerken? Ob er es gewahr wurde! Und damit stand es auch fest in ihm: Vroni muß mein werden! Bei ihm war nicht jene wundersame Mischung, die Vroni äußerlich auszeichnete, in seelischer Beziehung zu verzeichnen. Wenn auch von edlen Regungen und hohem Sinne, trieb ihn ein unseliges sanguinisches Temperament zum Ueber-

schwenglichen in Momenten der Erregung und ließ eine unbändige Leidenschaftlichkeit an ihm hervortreten, welcher er oft unterlag. Und diese Kraft der Leidenschaft rief in ihm: Sie muß mein werden!

Zur Erreichung dieses Zieles wurde Kurt vor allem Jäger, — Jäger aus Liebe. Als Nachbar der Försterei trat er mit der Bitte an den alten Forstmann heran, ob er ihm nicht das Begehen des Reviers erlauben wolle, welcher Bitte entsprochen wurde, und damit war der Anknüpfungspunkt mit dem Vater Vronis gefunden. Kurt, dessen leicht entzündbarer Geist und künstlerische Phantasie die Freuden des edlen Waidwerks schnell erfaßte und in ihrer ganzen Tiefe zu würdigen lernte, war auf diese Art gar bald der Jagdfreund des Försters und in stetem Verkehr mit dessen Familie. Da gab es denn allezeit Gelegenheit, schön Vroni zu sehen und zu sprechen und auch diese war dem hübschen Offizier und Jägersmann gar nicht böse. Wenn er erzählte vom wechselvollen und gefahrenreichen Soldatenleben im Felde, wenn er als Künstler die Weihe der Kunst so warmherzig und mit so schönen Worten pries, wenn er als Jäger die neu empfundenen Eindrücke der genossenen Waidmannsfreuden in feuriger Rede so treffend in Worte kleidete, da glänzte sein dunkles Auge, es überlief sein stets bleiches Gesicht wie ein göttlicher Hauch und der schöne Mann erschien ihr noch schöner. Ja, dieser Mann war anders wie die anderen, denen sie bisher begegnet! Und der Mann, den ein Weib im vorteilhaften Sinne anders wie die anderen findet, wie bald erringt der dies Weib!

Kurt von Braunseck hatte Vermögen, seine Bilder wurden gern gekauft, aus seinem Vorleben bestanden keinerlei hindernde Verbindlichkeiten, warum sollte er nicht um Vroni freien? Und er tat es. Aber der bedächtige Forstmann, der aus dem lebhaften reizbaren Wesen Kurts schon das überschäumende schwer zu bändigende Temperament desselben erkannt hatte, sprach dagegen und die stillernste Mutter fragte, ob Vroni den wilden Mann wohl genügend zu meistern verstehen würde. Kurt aber beschwor

den Vater, aus dem Brausekopf durch Vereinigung mit dem Mädchen seiner Wahl einen ernst denkenden, kräftig fühlenden Mann zu machen; er führte die Mutter vor seine Bilder und erzählte, daß er selbst oft Grauen empfinde vor der Wildheit seiner Phantasie und daß er Vronis Engelsgestalt brauche, um für seinen Pinsel weichere Töne zu finden. Und Vroni hing an ihm mit der Hingebung der ersten Liebe und bat und flehte und schmeichelte bei Vater und Mutter um den Geliebten und so wurden sie ein Paar.

Zwei Monate erst war sie sein Weib. Zu tausenden Malen verkündete er ihr seine Liebe; er verschwendete eine Ueberfülle von Zärtlichkeit an sie und triumphierend und wonnetrunken sprach sie den Eltern von seiner ihn ganz erfüllenden übermenschlichen Liebe zu ihr, die aus ihm einen anderen Menschen gemacht. Zwei Monate des Glückes, eines reinen ungeschauten Glückes, — da müsse ein Zeuge her. Egon, sein bester Freund, wie Kurt meinte, solle zu Besuch kommen. Er ist ein passionierter Jäger, wie es Kurt nun selber geworden ist. Er, Kurt, müsse jemanden haben, dem er erzählen könne von ihr, seinem geliebten Weib, und der treue Freund solle sich freuen an dem Himmel seiner Ehe. Und der Freund kam. Vroni aber überfiel es beim Anblick des aalglatten Weltmannes wie ein Schauder, und es war ihr, als sei das Glück mit seinem Erscheinen aus dem Hause geschwunden. Das Naturkind hatte richtig gefühlt. Er nahte ihr zudringlich, er schilderte Kurts stürmisches Wesen, das über kurz oder lang wieder zum Durchbruch kommen werde, es jammere ihn dann das junge Weib, das der zarten Blume gleich von solchem Sturme geknickt würde, — und sie schalt ihn einen Verräter an Freundschaft und Treue zu Kurt. In ihm aber wuchs die sträfliche Liebe zu seines Nächsten Weib. Es war ja der Anfang nur gewesen von dem, was er erst erringen wollte. Sie sollte vor der Zukunft an dieses Mannes Seite beben und in diesem Furchtgefühl ihn fliehen und ihm gehören. Und die wahnsinnige Leidenschaft ließ den sonst nicht schlecht angelegten Mann Ehre und Freundschaft

vergessen, er mußte sie haben, deren Anmut und Reinheit ihn begeistert, ihr Widerstand schürte die Verblendung und er griff zu einem verächtlichen Mittel. Beim Abschied, den er viel früher herbeiführte, als anfänglich bestimmt, trat er bleich vor Erregung vor das geliebte Weib und reichte ihr die Hand zum Abschiedsgruß. Kalt wandte sie sich ab, — da trat Kurt ins Zimmer.

„Nur einmal noch, schöne Frau, legen Sie Ihr feines Händchen warmfühlig in diese meine Rechte“, sprach er, indem er Vroni die Hand entgegenstreckte und die Worte „einmal noch“ und „warmfühlig“ bedeutsam betonte.

Kurt horchte erstaunt auf. In edlem Abscheu röteten sich Vronis Wangen. Kurt nannte später dieses begreifliche Aufwallen der Röte des Unmutes seines braven Weibes „das Aufsteigen noch nicht ganz erstorbenen Schamgefühls“. Am Wege zur Bahn drang Kurt in den vermeintlichen guten Freund und dieser, gefoltert von den Qualen seines unerfüllten frevelhaften Sehnens, erniedrigte sich so weit, aus ohnmächtiger Bosheit und Rachsucht und immer noch an der wahnsinnigen Idee hängend, das geliebte Weib durch Unglück in seine Arme zu zwingen, seine eigenen Worte in Vronis Mund zu legen und dem Freunde zu erzählen, daß nur seine Zurückhaltung ihn, Kurt, vor Entehrung bewahrt habe. Deshalb sein vorfrühes Abreisen. Stieß Kurt seine Gattin von sich, so kalkulierte der Elende, so war Hoffnung für ihn, und einmal in seinem Besitze, wollte er sie für alles Leid tausendfach entschädigen.

Ohne Gruß hatte sich Kurt von dem „Freunde“ getrennt. Er stürzte dem Hause zu, dem Hause, in dem er so namenlos glücklich war, daß er Zeugen haben wollte für dies ihn erdrückende Glück. Vroni sah mit dem falschen Freunde alle ihre Unruhe, all ihr Bangen fortziehen, das sie bisher gequält. Nun war er wieder allein, ganz allein, ihr Kurt, sie wollte nichts als ihn, ein Dritter störte schon die Himmelsruhe, die sie im Umgang mit dem Gatten empfand.

Kurt kommt zurück, er stürmt die Treppe hinan, sie fliegt auf ihn zu:

„Nun hab' ich Dich wieder ganz, Du Lieber . . .

Noch ehe sie vollenden kann, fühlt sie sich zurückgestoßen, daß sie taumelt . . .

„Verfluchte Dirne", brüllt er, seiner selbst nicht mehr mächtig vor Schmerz und Wut.

Da trat sie ernst und mutvoll in ihrer beleidigten Frauenwürde vor ihn hin und mit erhobener Stimme sprach der junge Mund: „Ich verbiete Dir, mich in solcher Weise zu beschimpfen . . ." Er aber, aus dem Zimmer stürmend, hatte kein anderes Wort mehr, als ein verächtliches „Komödiantin". Dann verließ er das Haus. Wie festgebannt blieb Vroni auf der Stelle stehen, wo sie dem Rasenden gegenüber gestanden hatte, und starrte auf die Tür, die er soeben krachend hinter sich ins Schloß geworfen hatte. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen und tonlos murmelte sie: „Das tat der treffliche Freund! Und auf eine so schmähliche Verleumdung hin verurteilt er mich", fuhr sie dann schmerzerfüllt fort, „ohne mich gehört zu haben? Mein innerer Wert war ihm also ein verhülltes Licht, mein Liebesschwur nur Bühneneffekt, — seine Liebe galt nur meinem Aeußeren?" Und sie sagte es sich im tiefsten Inneren, wie anders sie gehandelt hätte, wenn die Verleumdung über ihn ihren giftigen Geifer entleert hätte. Verkannt, — von ihm! Das tut weh!

Kurt war unterdessen den Hügel hinabgeeilt, hatte in fiebernder Eile den Ort erreicht, und lief mehr, als er ging, die bergige Straße hinan, die aufs Amtsgericht führte. Hoch oben lag der altertümliche Bau, wie das Gesetz über den Menschen tront. Es war Winter, und die von Glatteis überzogene Straße erschwerte den Aufstieg, und doch trieb die innere Aufregung Kurt zu immer größerer Hast. Der vorwärtsstrebende Fuß glitt auf der glatten Unterlage immer wieder zurück, — Kurt spannt alle seine Kräfte an, um nur möglichst bald vor dem Richter die Scheidung von dem ungetreuen Weibe anhängig zu machen, für das er nichts

mehr hat, so meint er, als Haß und Verachtung. — Da kommt bedächtigen Schrittes ein altes Bäuerlein über die Treppen des Amtsgerichtsgebäudes herunter. Sorgsam mißt er die Absätze, vermeidet die holperigen Eiskrusten darauf, sondiert vorsichtig mit dem eisenbeschlagenen Stocke und setzt bedächtig einen Fuß vor den anderen. Mit Verwunderung sieht er den jungen Mann den Berg heraufstürmen. „Den schleunt's,“ *) murmelt er und beginnt seinerseits den Abstieg, dem Heraufeilenden entgegen. Jetzt sind sie sich auf einige Schritte nahe. Mit dem erfahrenen Blick des Alters schaut das greise Bäuerlein zu dem erregten Menschen auf, aus dessen Mienen die Leidenschaft sprüht, und, als wolle er warnen vor einem übereilten Schritt, zieht er den verwetterten Hut von dem von spärlichem Grauhaar bewachsenen Kopfe, und freundlich mit der Hand winkend, bietet er Kurt den Gruß des Berglers: „Zeit lassen!“

Und Kurt von Braunseck war schon nahe den Stufen, die ins Gerichtsgebäude führten, da traf der Blick aus dem verwetterten Gesichte des Alten und dessen mahnender Gruß sein Herz. Soll er Schande häufen auf das einsame Forsthaus am See? Den biederen Vater öffentlich durch Brandmarkung der pflichtvergessenen Tochter in Schmach und Schande bringen? Und welche Schmach ist eine gerichtliche Scheidung für die sanfte, gute Fösterin? Was können die ehrenhaften Eltern für ihre ehrvergessene Tochter, und ist sie selbst, die Treulose, nicht genug gestraft, wenn er sie verläßt, ohne Abschied, ohne Gruß, und fort in die Welt geht auf Nimmerwiedersehen? Und sein Name selbst? Glänzt er heller, wenn alle Welt weiß, daß sein siebzehnjähriges Weib ihn schmählich betrog und entehrte? Diese Gedanken jagen sich in wahnsinniger Flucht in seinem fiebernden Gehirn. „Den Eltern zuliebe“, murmelt er, und wendet sich zum Abstieg auf der steil abfallenden Straße, auf der er soeben mühselig emporstieg. Noch einmal, zum letztenmale im Leben, will er sein Haus betreten! Und mit düsterer

*) Der hat's eilig.

Miene machte er sich auf den Weg. Zuhause angekommen, begab er sich auf sein Zimmer, indes die beleidigte junge Frau auf ihn wartete, daß er käme, sein unerhörtes Vorgehen durch eine Anklage zu erklären. Er aber kramte in seinem Zimmer in seinen Papieren, packte das Nötige zur Reise, legte Wertpapiere und Bankscheine auf den Tisch, hinterließ aber nur einen Zettel: „Abgereist nach Rom!“ — So ordnete und packte er bis gegen Abend, streckte sich dann, ohne ein Licht anzuzünden, in ein Fauteuil, und starrte in wachen Träumen vor sich hin, stundenlang. Bei Nacht erst verließ er das Haus; es sollte niemand seine Abreise bemerken, und fort ging es dem Süden zu, nach Rom.

Und Vroni? Auch sie hatte die Nacht schlaflos verbracht, in einem traumwachen Zustande, seelenstarr, brütend unter dem Eindruck des vorgekommenen Ungeheuerlichen. Wem soll sie's klagen? Den Eltern? Daß ihnen das Herz bricht! Oder dem treuen Freund des Hauses, dem alten Arzt? Er war ihr ein väterlicher Freund in allen Fährnissen der Kindheit, zu ihm hat sie Vertrauen. Zu ihm will sie gehen, aber jetzt noch nicht gleich. Kurt sieht gewiß sein Unrecht ein, das er im wilden Taumel der Leidenschaft an ihr begangen und er kommt zurück, gewiß, er kommt wieder, er muß kommen. Wie süß soll es dann dann sein, liebend zu verzeihen! Und tränenschwer blickt sie wieder auf den Zettel, der ihr am Morgen nach Kurts nächtlicher Abreise seinen Weggang verkündete. Und im Forsthaus bei Vater und Mutter erzählt sie, Kurt sei einem Rufe eines befreundeten Künstlers aus der heiligen Stadt folgend und von loderndem Schaffensdrange erfaßt, nach der kunstsinnigen Siebenhügelstadt abgereist, von wannen seine Rückkehr unbestimmt sei, da sie von der Vollendung eines mit dem fraglichen Kunstfreunde gemeinsam zu schaffenden Gemäldes abhängig sei. Der alte Förster schüttelte bedenklich den Kopf, indem er bemerkte: „Hab' ich dich nicht gleich vor dem Brausekopf gewarnt? So mir nichts dir nichts über Nacht nach Rom abzusegeln, ist denn doch schon eine halbe Verrücktheit.“ Und die Mutter forschte ängstlich in den Zügen Vronis, um die Wahrheit

des Geschehenen zu entdecken, die ihr in der Erzählung der Tochter nicht zu liegen schien. Sie ahnte einen Gewaltstreich, aber Vroni blieb so fest bei dem Gesagten und zeigte sich so heiter und unbefangen, daß Mutter Försterin schließlich von dem gefaßten Verdachte abkam, wenn sie auch, in Uebereinstimmung mit dem Vater, Kurts so jähe Abreise als eine unbegreifliche Uebertriebenheit bezeichnete.

Schon ließ der Frühling sich ahnen, und noch war keine Zeile von Kurt gekommen, noch wußte keine Seele von dem Leid, das Vroni geschehen war. Und sie konnte es ja auch niemandem sagen, es mußte ja wie eine abenteuerliche Lüge klingen, daß sie von dem Gatten „ohne Grund“ verlassen worden sein solle. Vroni durchwachte Nächte, durchweinte Tage, die entsetzliche Qual des stumm getragenen, vor aller Welt geheim zu haltenden Leides erschütterte ihre Nerven, und sie faßte einen abenteuerlichen Plan.

Im Krankenhaus oben versehen barmherzige Schwestern die Pflege. Im fernen Frankreich steht ihr Mutterhaus, St. Charles zu Nancy. Dorthin will sie flüchten, das von Kurt zurückgelassene Geld, das wie Feuer sie brennt, dem Orden zu bringen, fußfällig die Oberin bitten, sie bei aufreibender Krankenpflege zu belassen, im Gestöhn der Kranken will sie den beständigen Weheruf des eigenen Herzens übertönen und — bald sterben. Darum geht Vroni die Straße, die zu dem Hause der Schwestern emporführt, an einem lauen Abend hinan. Bei ihnen will sie alle zum Eintritt ins Kloster nötigen Schritte erfahren und dann fort nach Welschland ins klösterliche Grab. Nimmer wagt sie sich vor die Eltern, erst vom Ordenshaus aus will sie alles brieflich gestehen. An den alten Bäumen, die in Zwischenräumen zu beiden Seiten der Straße stehen, glänzen schon große, schwellende Knospen, die des Regens harren, um die Hülle zu sprengen und ihre Blättchen zu entfalten, manch befiederter Frühlingsgast zwitschert schon in den Aesten sein Minnelied, am Graben zu beiden Seiten des Weges lugen schon da und dort die weißen Sternchen der Gänse=

blümchen und die gelben Glocken der Frühlingsprimel hervor. Schon sieht jetzt Veronika das freundlich getünchte Haus der Schwestern mit den hellgrünen Läden, überragt von den Baumwipfeln des dahinter liegenden Gartens. Nur mehr die Straße und der kleine Wiesenpfad sind zu überschreiten, und sie steht am Zufluchtsort der körperlich und seelisch Kranken. Vom kleinen Portal hernieder schaut ein steinernes Kreuz, vom Anker umgeben und der Opferflamme der Liebe, und am Glockenzug schaukelt in leichter Schwingung im Abendwind wieder ein einfaches eisernes Kreuz. Durchs Kreuz zum Frieden — wie durch Schmerzen zur Genesung — das kommt Vroni beim Anblick dieses Ortes des Friedens zum Bewußtsein. Schon faßt ihre zitternde Hand das Eisenkreuz, um die Klingel ertönen zu lassen, da hält sie inne. Wenn's klingelt, dann wird ihr aufgetan, dann muß sie hinein, kann nimmer zurück ins Leben, in die Sonne, in die Freiheit .... sie meint, es töne das Glöckchen ihr zum Grabgeläut .... und begräbt sie denn nicht auch Hoffnung und Jugend? Aber Kurt kommt nimmer zurück! Es währt schon zu lange, um nur ohnmächtiger Zorn zu sein — es giebt kein Erwachen aus dem bösen Traum, weder für ihn, noch für sie .... hoffnungslos! Und zum zweiten Male greift Vroni nach dem kalten Kreuze. So kalt wird es sein in der armen Mutter Herz, wenn sie hört, daß ihr Kind fortzog ohne Abschied und Kuß, eines unbändigen fremden Mannes willen! Ja, die Mutter! Aber soll sie ihr's sagen Aug in Aug: „Ich bin eine Verstoßene", soll sie betteln an der Schwelle um Einlaß, die sie als Braut blumengeschmückt und glückstrahlend überschritt, dem Unseligen und doch noch Geliebten zu folgen? Und soll sie dort harte Worte hören, über „ihn". Soll sie sich entsetzen, wenn der Vater ihm flucht, wenn der Mutter stumme Träne ihn anklagt, ihn, den sie noch immer liebt? Nein, das erträgt sie nicht .... und kräftig und entschlossen erfaßt ihre Hand nun zum dritten Mal das totenkalte eiserne Kreuz.

Um die Ecke des Häuschens biegt jetzt eine kleine Gestalt, und, wie aus der Erde gewachsen, steht vor Veronika ein Männlein in

Bergknappentracht, vom Alter gebeugt. Der weißhaarige Alte in seiner Knappengewandung, die er aus Pietät gegen den verlassenen lieben Beruf nicht ablegt, der ihm jetzt im Alter sein Auskommen durch die kleine Pension sichert, macht in seinem ganzen Wesen und mit seinem trippelnden Gange einen geisterhaft gnomenartigen Eindruck. Die Augen, die zeitlebens nur ans Grubenlicht und an das Dunkel des Schachtes gewöhnt waren, zwinkern im Tageslichte. Das läßt sie klein erscheinen, aber sie blicken klug aus dem durchfurchten Gesichte, in das die Zeit ihre Runen gegraben. Der Alte ist wie ein Berggeist, von dem die Märchen erzählen, der der bedrängten Menschheit erscheint, ihr zu helfen und den Verirrten den richtigen Weg weist. So steht der Alte vor ihr, die noch immer die Klingel nicht zu ziehen wagte. Er, der gewohnt, in der Tiefe und Verborgenheit zu sehen, streift mit einem Blicke des Mitleids die zögernde junge Frau. An das schirmlose Käppi legt er grüßend die Hand — zeigt doch die Knappschaft, geschlossen und gegliedert, wie sie auftritt, ein Stück Militär —, der zahnlose Mund verzieht sich zu einem freundlichen Lächeln, und laut und deutlich, wenn auch mit etwas zitternder Stimme, klingt des Bergmännleins Gruß: „Zeit lassen!“

Vom leichten Regengewölk am Firmament säuselt es feuchtwarm hernieder, doch ist der Horizont überall lichtumsäumt. Das sieht der Alte, und schnell fügt er dem Gruße bei: „Jatzt regn't's, z'nachst scheint wieder d' Sunn“, und verschwunden ist er um die Ecke des Hauses.

Das Glöcklein ertönt nicht, der mahnende Gruß hat ein bereitwillig Ohr gefunden, ein trostbedürftig Herz getroffen. Warum ganz und gar verzweifeln, ehe sie sich jemandem entdeckt? Geh' doch zuerst zu dem alten, lebensgereiften Freunde, dem Arzt, der dich durch deiner Kindheit Fährnisse brachte, frage ihn um Rat. Warum sich vorschnell in den kalten Klostermauern begraben, — vielleicht kommt er doch noch zurück! Was sagte der graue Alte? War er nicht wie ein freundlicher Spuk? Auf Regen folgt Sonnenschein, war seiner Rede Sinn, er glaubt an baldige Sonne,

ans Besserwerden; kann es nicht auch bei ihr wieder Licht und Sonne werden nach all dem Trüben und Düstern der letzten Zeit? Und „hoffe, hoffe“, ruft das junge Herz.

Und von der Klosterpforte weg wendet Veronika den Schritt nach Hause, ihr Weg führt sie beim Arzt, dem Freunde ihrer Kindheit, vorbei. Sie will vorsprechen bei ihm, sie hat auch einiges zu klagen, so sonderbare Symptome stellen sich zeitweilig bei ihr ein, das macht wohl der stete Gram. Aber des alten welterfahrenen Arztes Auge sieht schärfer. Mit einem Blick erkennt er, daß ihm Vroni etwas verbirgt. „Du leidest nicht nur körperlich“, sagt er, „du leidest mit dem Herzen“. Und sie väterlich an sich ziehend, drängt er: „Vertrau es mir!“ Da erzählt sie alles bis auf den heutigen Tag, auch den dreimaligen Griff nach der Klingel an der Klosterpforte. Der Arzt hört ihr wortlos zu, dann wird er vom Freunde zum Arzt. Noch einmal forscht er nach den Symptomen, die sie nie gekannt hat, er prüft und prüft und frägt, und endlich ist's ihm klar und zweifellos. „Vroni“, sagt er, „es war ein guter Geist, der dich zurückhielt von dem Schritt ins Kloster. Sie hätten dich dort nicht behalten und bald wieder zurückgeschickt — bis es Herbst wird bist du Mutter.“ Mit einem leisen Aufschrei barg sie das erglühende Gesicht an der Brust des alten Freundes. Der aber erinnerte sie mit sanftem Wort an ihre Pflichten, er warnte sie, sich dem Gram zu sehr zu überlassen und sicherte ihr seinen und seiner wackeren alten Doktorin Hilfe und Beistand zu.

* *
*

Kurt verlebte indessen in Rom seine Tage wie ein Träumender. Der furchtbare, so jäh hereingebrochene Umschwung vom höchsten Glück zum nagendsten Gram benahm ihm den Sinn für alles, was ihm hätte Zerstreuung bieten können. Die Schätze der Kunstmetropole, die sein Künstlerauge sonst bezaubert und seinem Geiste eine nimmer sich erschöpfende Fülle des Nachdenkens geboten haben würden, ließen ihn kalt, ja es langweilte ihn, dieselben zu beschauen, und die stillen Gallerien, in denen der Tritt des einsamen Besuchers widerhallte, beängstigten ihn mit ihrer Ruhe und ließen

seinen trüben Gedanken an die Vergangenheit nur umso williger Zutritt. Kurt fühlte, daß er in dieser Umgebung nicht verbleiben und noch viel weniger seelisch gesunden könne. Er sehnte sich nach einer Beschäftigung, die nicht nur imstande wäre, den Geist voll für sich in Anspruch zu nehmen, sondern auch nebenbei die körperlichen Kräfte durch erforderte Anstrengungen in Mitleidenschaft zöge, um so durch gleichzeitige geistige und körperliche Anspannung jene wohltuende Ermüdung zu erzeugen, die uns in ihrer Rückwirkung auch zeitweilig wieder vollkommene Seelenruhe finden läßt. Und Kurt ruderte und schwamm im Tiber, er durchjagte auf flinkem Rosse die Campagna, und doch bot ihm all das nicht die zerstreuende Beschäftigung, deren er zu bedürfen vermeinte. Ein unwillkürliches Sehnen nach den heimatlichen Bergen überkam ihn — daß es die Sehnsucht nach dem verlassenen Weibe sein könnte, wagte er sich nicht zu gestehen — nach den Bergen, in deren Wänden und Schrofen die Gemse zieht, in deren Tälern und Hängen zur Herbstzeit der rollende Orgelton des Hirsches sich im Echo bricht, über denen hoch oben im azurblauen Aeter der Aar majestätisch seine Kreise zieht. Und da kam es ihm zum Bewußtsein, was ihm fehle, was er brauche, um zu vergessen, um seelisch zu gesunden, soweit es noch möglich sei, die Jagd, die langentbehrte, die ihm, ohne daß er es bislang so recht gefühlt, ein unabweisbares Lebensbedürfnis geworden war, nachdem er einmal mit seinem künstlerischen Empfinden ihre Reize in ihrer ganzen Wunderkraft schätzen gelernt. Aber die Rückkehr in die heimatlichen Berge blieb ihm versagt, denn an der Pforte zu all den lauschigen, tiefstillen Bergtälern dräute das Gespenst der Untreue derjenigen, die einst sein Alles war. Nie mehr zurück rief es in ihm, und es überkam ihn der Drang, in die Welt hinaus zu eilen, aber nicht in die Welt der Städte und des Menschengetümmels, nein, in weltverlassene Urnatur, in ein jagdliches Eden, in Einsamkeit und in Verhältnisse, die in ihrer Urwüchsigkeit und Rauheit seine ganze Kraft in Anspruch nähmen und ihn so vergessen, wenigstens zeitweilig vergessen machen könnten. Kurt hatte schon als Offizier die

Donautiefländer, Ungarn, die Herzegowina und viele der anderen Kronländer kennen gelernt, und wußte jetzt, wo er mit dem Schätzungsmaß des Waidmanns ihrer gedachte, auch ihren jagdlichen Wert voll zu ermessen. Ja, Ungarn mit seinen urwaldähnlichen Beständen, mit seinen Steppen, seinen Flüssen und Sümpfen war es, wohin es ihn als Jäger zog, um in Ausübung des hohen Waidwerks auf Hirsch und Sau, auf Bär und Wolf zu gesunden und zu erstarken. Eine Ausschreibung in einigen Jagdzeitschriften, worin Kurt Unterkunft und unumschränkte Jagdgelegenheit auf einer ungarischen Herrschaft suchte, führte ihn gar bald zum gewünschten Ziele. Der kränkliche Besitzer des Gutes mit seinen ausgedehnten und reichbestandenen Eigenjagden, der wegen seiner schwachen Gesundheit die Jagd nicht selbst ausüben konnte, stellte ihm gegen ein Entgelt, das Kurt allerdings reichlich genug bemaß, seine Jagden zur Verfügung, wie er ihm auch im Schlosse selbst gerne Unterkunft geboten hätte. Aber Kurt dürstete nach Einsamkeit und im Schlosse konnte er solche nicht in dem gesuchten Maße zu finden hoffen. Deshalb lehnte er ab und mietete sich bei einem der Gutsförster ein, dessen Forsthaus weitab vom Schlosse mitten im Forste in weltverlassener Abgeschiedenheit lag, ein echtes Waidmannsheim. Mit dem Förster, einem Deutsch-Oesterreicher, war Kurt gar bald befreundet, und wenn beide nach weitem und anstrengendem Revierbegang nach Hause zurückkehrten und des Abends nach gutem Imbiß beim frischen Trunk und der Zigarre beisammensaßen, da gab es gar interessante Geschichten aus dem Munde des alten Jägers und Forstmannes zu hören, die Kurt nicht minder fesselten, als ihn die Aussicht auf gutes Waidwerk froh und zuversichtlich stimmte. So wich denn das Gespenst der Erinnerung an die trübe Vergangenheit immer mehr von ihm, da ihm sein wechselvolles Waidmannsleben nicht viel Zeit zum Nachgrübeln ließ. Und neben dem starken streitbaren Wilde waren es nicht minder zu verachtende Gegner, die den Jäger in den weiten Revieren in Atem halten und ihn den prickelnden Genuß der Gefahr fühlen lassen konnten, die Wilderer.

Die Erzählungen des Försters waren dazu angetan, eine Jägernatur, wie die Kurts, der sein Wild liebte und daher auch dessen Widersacher haßte, mit der ganzen Glut seines Jägerherzens in hellichtem Grimm aufflammen zu lassen und in heiligem Waidmannszorne nur zu wünschen, daß sich eine Gelegenheit geben möchte, einmal mit dem Gesindel Auge in Auge abzurechnen im verschwiegenen Waldesdüster. Ha, wie haßte Kurt diesen „schwarzen Lajos", von dem der Förster schon so viel erzählt! Wie haßte er diesen Schurken, ohne ihn doch zu kennen! Sollte der Elende doch schon den Mord zweier Jäger auf dem Gewissen haben, ohne daß es dem Gerichte gelungen war, ihm denselben zu beweisen, dank der Horde falscher Zeugen, die der Lump ins Treffen zu führen verstand, um sein Alibi vom Tatorte nachzuweisen. Und welch ein Schrecken war dieser Elende für das Wild! Er schonte nicht das hochbeschlagene Tier, nicht die Rehgais, alles was Haare hatte, mußte dazu helfen, dem Lumpen Geld zu verschaffen, um es in der Schenke durch die Gurgel zu jagen oder auf dem Tanzboden bei Fiedel und Klarinette im wirbelnden Czardas zu verprassen und mit Geschenken und feurigem Trunk die Gunst der schwarzäugigen Schönen zu erringen. Weit aus auf Stunden und Aberstunden in der Runde dehnte der schwarze Lajos seine Streifzüge. Heute tauchte er da auf, ein andermal zehn und zwanzig Meilen entfernt, und überall war sein Erscheinen von gleicher Gefahr für Wild und Jäger.

So waren schon einige Monate vergangen. Diana war Kurt zu wiederholten Malen sehr hold gewesen, kapitale Geweihe und Gehörne zierten bereits die Wände seines einsamen Heims und daneben nahmen sich die Bälge Freund Isegrims und die Häute einiger streitbarer Petze gar stattlich aus. Da kam eines Abends der Förster erregt nach Hause und teilte Kurt auf dessen Befragen mit, daß sich der Schurke, der schwarze Lajos, wieder gerührt habe. Eben sei er auf seinem Ritt durchs Revier mit einem Jagdgehilfen des Nachbarreviers zusammengetroffen, der sich auf dem Wege zur Kreisstadt befand, um die Gerichtskommission und den

Kreisarzt zu holen. Im Reviere F., das an das Nachbarrevier stoße und dessen Verwaltung mit unterstehe, sei nämlich ein Jäger schwer von einem Wilderer angeschossen worden und alle Zeichen deuteten darauf hin, daß man es wieder mit dem schwarzen Lajos zu tun habe. Der Tatort sei zwar an die fünfzehn Stunden von hier entfernt, aber das sei eine für den berüchtigten Wilderer gar nicht in Betracht kommende Entfernung. Kurt horchte auf. Auf dem Forst- und Jagdkomplex, zu dem auch das Revier F. gehörte, stand nämlich auch sein Schwager, der älteste Bruder Vronis, in den Diensten des Grafen X. und es drängte Kurt, zu wissen, wer der arme Verletzte sei, da ihn doch ein gewisses Bangen um das Leben des jungen Verwandten überkam, obwohl er denselben noch gar nicht von Angesicht kannte. Aber der Förster wußte den Namen des Schwerverletzten nicht anzugeben, versprach aber, sich bei Gelegenheit nach demselben zu erkundigen und Kurt Mitteilung zu machen.

* * *

Noch am selben Abend kam ins einsame Forsthaus am Königssee in den Berchtesgadener Bergen eine Eildepesche an den Förster. Er bricht sie auf und sinkt mit einem Wehruf auf den Sessel. Das Papier entgleitet seiner Hand, der starke Mann senkt den Kopf auf die unterschlagenen Arme auf den Tisch und schluchzt zum Herzbrechen. Die Försterin hat den Wehruf vernommen und kommt angstvoll aus der Küche in die Stube gelaufen. Das Papier auf dem Boden neben dem gebrochenen Manne sagt ihr alles:

„Ihr Sohn Franz heute von Wildererhand erschossen. Tiefstes Beileid."

So lautete der lakonische, niederschmetternde Inhalt der Depesche. Totenblaß bis in die Lippen, aber ohne eine Träne und ohne zu wanken stand die Försterin neben dem Manne. Der Anblick furchtbaren Jammers, den er bot, weckte unsagbares Mitleid in ihr und rief ihr zu: „Wenn du ihn je geliebt, so dränge den eigenen Schmerz zurück und sei ihm Stütze. Du, schwaches

Weib, sei stark!" Und sie trat ganz nahe zu ihm und legte wortlos die Hand auf sein Haupt. Da fuhr er auf und starrte sie wie geistesabwesend an, als sei sie ihm eine Fremde. Aber ihre Blicke senkten sich ineinander, es flimmerte ihm in den tränenfeuchten Augen, das Schweigen der Mutter in diesem Augenblick schien ihm übermenschlich. In schüchternem Flüsterton, als könnte ein lautes Wort die Ruhe des geliebten Toten stören, raunte er ihr heiser zu: „Ricke, unser Franz ist tot!" Nur ein stummes Nicken des steinernen Antlitzes antwortete ihm. „Aber er ist tot," schrie er jetzt in wildmächtigem Vaterschmerz hinaus, „mein Franz, mein Liebling, mein Stolz, erschossen," und in wildem Schmerze stieß er heulend hervor: „Ermordet!"

Jetzt löste sich auch das starre Schweigen der Mutter.

„Du schreist das Wort hinaus, als müßten es die Berge noch hören, daß ihr Sohn im fernen Ungarlande gefallen ist von eines feigen Mörders Hand," sagte die Frau, die mit der mühsam erkämpften Seelengröße auch an Größe der Gestalt zu gewinnen schien. „Sieh auf mich, Vater, und höre. In diesem letzten Worte liegt für mich, die als Weib denkt und fühlt, ein Trost. Du als Mann und Jäger wirst vielleicht anders denken." — Er blickte sie verwundert an, wie sie so ruhig zu ihm sprach.

„Ja, schau nur, Vater und höre: Gemordet ist er, nicht ein Mörder. Gefallen, wie ein Held auf dem Felde der Ehre, den Jägertod gestorben, der euch alle bedräut. Er starb als Opfer seines Berufes, seiner Pflicht, und mein Herz kann ihn beweinen in Liebe und Achtung, ewig und immer. Und sieh, Vater, der geheiligte Tote ist mir lieber als der entehrte Lebende, von dem ich wissen müßte, daß er selber aus dem Hinterhalt das Blei in des Andern Brust gesandt. Der Andere, der Verruchte, wird der Rache des Schicksals nicht entgehen . . ."

„ . . . wenn's einen Herrgott gibt . . . ." vollendete mit geballter Faust der Förster.

Und diese Worte seines Weibes erhoben den Gebeugten. Bewundernd schaute er auf sie, dann fragte er wie beschämt:

„Wo ist die Eiche — wo ist der Epheu? Ich sollte dich stützen und ranke in meiner Schwäche an dir hinan.“ Sie lächelte mild.

„Aber eine Bitte erfüllst du mir, Vater,“ flüsterte sie dann: „Laß unsern Franz kommen!“

Ob er die Bitte erfüllte. Drängte es ihn doch selbst, die kalte Hand des Sohnes noch einmal zu drücken, zum letztenmal. Der Draht vermittelte den Wunsch des Vaters, die Leiche des Sohnes zu besitzen, ins ferne Land, und gar bald konnte der Förster seiner treuen Gefährtin verkünden:

„Ricke, morgen bringen sie uns unsern Franz!“

Da rüstet sie sich zu einem Gange. Den breitkrämpigen Strohhut setzt sie sich aufs ergrauende Haar, eine weiße Schürze bindet sie vor, und den derben Bergstock zur Hand nehmend, verläßt sie das Haus. Der Förster fragt nicht wohin; er weiß, daß es recht handelt, sein erst heute erkanntes, rätselhaftes Weib. — Eher als erwartet traf der traurige Zug mit dem Toten im Forsthause ein, und schon stand der Sarg aufgebahrt in der guten Stube, als die Försterin aus dem Berge zurückkam, wohin sie gegangen.

Alpenrosen und Edelweiß trägt sie in der zusammengerafften Schürze in schwellender Menge. Das aschfahle Gesicht des Vaters sagt ihr schon beim Eintritt ins Haus, daß „er“ bereits da. Stumm weist der Förster nach der geschlossenen Tür der guten Stube, die sie des morgens vor dem Weggehen mit buschigen Oleandern und Laurus geschmückt. Sie drückt die Hand aufs Herz, das bald ungestüm pocht zum Zerspringen, bald todesmatt schlägt, dann öffnet sie mit entschlossenem Druck die Tür und steht am Sarge des Sohnes. Langsam sinkt ihre hohe Gestalt in sich zusammen. Sanft liebkosend streicht sie dem Toten übers Haupt, küßt leise, leise die Wangen, den Mund. „Franzi, mein Franzi, mein armer, toter, so kommst du zu deinem armen Mutterl wieder? So kalt, so still?“ Und überwältigender Schmerz wirft sie über die Leiche, gewaltiges Ringen durchtobt ihren Körper, und ihre Tränen rinnen, brennend und heiß. „Der Jägertod ist's, Franzi,

drum schmück ich dich auch," sagt sie, und verbirgt das Wimmern ihrer Stimme im Flüsterton, „mit des Waidmanns grünem Bruch zu fröhlicher Urständ". Und geschäftig entnimmt sie der aufgeschlagenen Schürze die Schätze der Alpen. Die künstlichen Blumen, mit denen die Liebe der Freunde ihn beschenkt im fernen Lande, als sie seinen Sarg wegtrugen, legt sie beiseite. Das war Kunst, nicht Natur; der junge tote Jäger aber brauchte anderes. Und indem sie die Alpenrosen über ihn ausstreute, daß sie ihn fast bedeckten, plauderte sie kosend mit ihm, wie mit einem Kinde. „Alpenluft zog dich groß, Alpenduft soll dich ins Grab noch begleiten," und aus Alpenrosen mit den Sternen des Edelweiß baute sie über dem Haupte des toten Lieblings die Märtyrerkrone der Pflicht. — Es war Abend geworden, und der letzte Strahl der scheidenden Sonne goß einen rosigen Hauch, wie im Leben, über das wachsbleiche Gesicht des Toten. Dann kam die Nacht, die schauerliche. Aber die Mutter wich nicht vom Sarge des Sohnes; kosende Worte flüsterte sie ihm zu. Er aber ruhte still und sanft unter Altmütterleins Totenwacht.

Des andern Tags trugen sie ihn hinaus und senkten ihn in die geweihte Erde der Heimat und legten den grünen Bruch auf seinen Hügel. Von den Prallwänden der Berge aber tönten die Trauerklänge des Waldhorns wieder, das sie ihm bliesen zur letzten Ehre am Jägergrab. Und ehe sie die Stätte des Todes verließen, donnerten drei Salven aus den Jägerbüchsen über den Hügel. Fröhliche Urständ!

* * *

Während dieser weihevollen Szene im kleinen Bergfriedhof, auf den der dunkle Föhrenwald und, diesen überragend, das weiße Felsgestein der Schrofen und Wände der Bergriesen herniedersahen, so stumm und ernst, wie es der Trauerhandlung entsprach, spielte sich im sumpfigen ungarischen Urwaldrevier eine traurige Begebenheit ab. Kurt war bald nach Mittag ausgezogen, um nach langsamem Revierbegang bis gegen Abend eine von einem Flüßchen durchzogene Talniederung zu erreichen und dort des Abends auf

den kapitalen Zwölfer teils zu pürschen, teils anzustehen, der auf die sich an das Flüßchen anschließenden saftigen Aesungsplätze und an den Fluß selbst zur Tränke zog. Spätnachmittag war es geworden und Kurt pürschte bereits die Flußauen des Wasserlaufes hinauf, als ihn ein unfern von ihm abgefeuerter Schuß zusammenfahren machte und in höchste Erregung versetzte. Der Schuß, das sagte sich Kurt sofort, konnte nur von einem Wilderer herrühren, denn Kurt wußte, an welchem Forstorte der alte Forstmann heute zu tun und an welchen er die Gehilfen beordert hatte. Aber noch ehe Kurt weitere Reflexionen anstellen konnte, krachte es im Gebüsch, ein starkes Stück Wild durchbrach das mit Schlingpflanzen durchsetzte Weidendickicht der Auen, jetzt erkannte Kurt auch, was es sei, sein langgesuchter Zwölfer, den er sofort an der Geweihbildung als „seinen" Zwölfer ansprach, brach schwerkrank, den Lecker aus dem Aeser hängend, hervor und stürzte nach einigen matten Fluchten verendet, keine dreißig Schritt von Kurt entfernt, zusammen. Jetzt wußte Kurt, was es gelte. Kein Zweifel, der Hirsch war von einem Wilderer angeschweißt worden und dieser, der nur der wie aus einer Gießkanne gegossenen Schweißfährte nachzuhängen brauchte, würde in wenigen Augenblicken an seiner gestreckten Beute stehen. Nun gilt's! Kaum hatte Kurt hinter einem dicken Weidenstumpf Deckung genommen, da knackte es wieder im Dickicht und daraus hervor schob sich, vorsichtig um sich spähend, ein wild aussehender Kerl. Kurt traute seinen Augen nicht. Der untersetzte, kräftige Mensch mit dem verwetterten kühnen Gesichte, dem nachtschwarzen langen Haar, das ihm in ungeordneten Strähnen von der Stirne hing, mit der breiten Narbe über das Gesicht, war der „schwarze Lajos", der berüchtigte Wilderer. Es gab für Kurt keinen Zweifel, denn der Förster hatte ihm das Aussehen des Menschen schon zu oft haarklein beschrieben und vor allem die Narbe über das Gesicht, die, wie der Förster Kurt berichtete, von dem Hirschfänger eines Jägers herrührte, behob jeden Zweifel in die Identität des Burschen. — Schleichend und scharf spähend, die schußbereite Büchsflinte in der Hand, näherte

sich der Wilderer dem verendeten Hirsch, und wilder Triumph über den gelungenen Schuß sprach aus seinen Zügen. In Kurt bebte jeder Nerv. Jetzt galt es einen Kampf auf Leben und Tod, das wußte er, denn der „schwarze Lajos“ würde sich nie und nimmer ergeben. Kurt aber war fest entschlossen, den Mörder zweier braver Jäger tot oder lebendig einzubringen. Langsam zog er den gestochenen Drilling auf, das Korn saß auf der Brust des Elenden und in ingrimmiger Freude schwelgte Kurt in dem siegesgewissen Empfinden, daß der von allen gefürchtete Feind jetzt ihm gehöre auf Gnade oder Ungnade, da es nur eines Druckes am Abzug bedürfe, um die Kugel den Weg zu seinem Herzen finden zu lassen. Der Wilderer, der ganz in den Anblick seiner prächtigen Beute versunken war, hatte keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr. Breit stand er auf kaum dreißig Schritte vor Kurt, noch immer die Büchsflinte halb aufgezogen und eine helle Lache stieß er aus, aus der Freude über die gelungene Strecke und wohl auch Hohn für die Jäger des Reviers klang. Aber jetzt hielt Kurt sich nicht mehr.

„Halt, Gewehr ab!“ schrie er in ungarischer Sprache den Wilderer an, der wie vom Blitze getroffen zusammenzuckte. Aber ebenso schnell hatte er auch seinen Gegner eräugt, die Waffe fuhr hoch und sein und Kurts Schuß verschmolzen wie einer. Hochauf sprang der Wilderer, mit der Hand nach dem Herzen fahrend, die Büchse flog in die Luft, und mit schwerem Schlage fiel der Körper in das Gestrüpp von Nesseln und sonstigem Unkraut, das den Boden der feuchtdämpfigen Flußau bedeckte. Noch einige Zuckungen, ein Blutstrom aus dem Munde, lang streckt sich der Mensch aus . . . . das Leben ist entflohen. Aber in den Todesschrei des Wilderers hat sich auch ein jäher Wehruf Kurts gemischt. Der Drilling ist auf den Schuß des Wilderers hin seinen Händen entfallen und mit beiden Händen ist er sich ins blutüberströmte Gesicht gefahren. Der Elende hat ihm ein gut Teil der Schrotladung ins Gesicht geschossen. Wohl hat der Weidenstumpf den Hauptteil der Ladung aufgefangen und die vielleicht

um einen Bruchteil einer Sekunde früher einschlagende Kugel Kurts hat den Schuß etwas aus der Richtung gebracht, immerhin aber fühlt Kurt, daß er schwer getroffen und besonders das rechte Auge stark verletzt zu sein scheint. Mit Mühe gelingt es Kurt, sich aus dem, wie es scheint, nicht verletzten linken Auge das Blut so viel abzuwischen, um nach seinem Gegner auslugen zu können, den aber erblickt er zu seiner Genugtuung und Beruhigung regungslos am Boden liegen. Mühsam und durch den starken Blutverlust schon geschwächt, schleppt sich Kurt zum Flusse hin. Dort wäscht er sich das Blut ab, das kalte Wasser stillt die Blutung und kühlt die Wunden und es gelingt Kurt mit Hilfe seines Taschentuches und des Verbandzeuges, das er immer sorglich mitführt, die verletzte Gesichtsseite und das heftig schmerzende Auge zu verbinden. Nun sieht Kurt nach seinem Feinde, aber er liegt still und tot und seine weit aufgerissenen Augen beginnen sich bereits in Wind und Sonnenlicht zu verglasen .... gerichtet!

Mit Aufgebot aller Kräfte schleppte sich Kurt nach der weit entfernten Försterei zurück, wo sein Erscheinen und seine Erzählung des Geschehenen große Erregung hervorrief. Man holte den Erschossenen von dem von Kurt genau bezeichneten Orte des Renkontres ab, und nach einigen Stunden stand endlich auch der Arzt am Bette Kurts, der heftige Schmerzen im Auge empfand. Die heftige Entzündung hatte sich bereits auch dem anderen Auge mitgeteilt, und der Arzt verhehlte Kurt nach der Untersuchung nicht, daß Gefahr für die Sehkraft beider Augen bestehe. Zum Glück hatte der Wilderer schwache Schrote im Laufe seiner Mordwaffe gehabt, so daß die wenigen anderen Gesichtswunden nicht viel zu bedeuten hatten, wie der Arzt versicherte. Für die Augen aber sei täglich ärztliche und Wärterpflege nötig, wenn nicht für die Sehkraft beider ernste Gefahr entstehen solle. Unter diesen beängstigenden Auspizien hielt es Kurt für das beste, aus dem weltverlassenen Revier, wo weder genügende Pflege, noch täglicher ärztlicher Besuch wegen der großen Entfernung des Wohnortes des Arztes möglich war, nach Hause zurückzukehren, besonders da

ihm der Arzt sagte, daß jetzt noch, ehe eine eventuelle Verschlimmerung der Augen eingetreten sei, die Heimreise für den Verletzten bei gehörigem Komfort möglich sei. Kurt ersuchte den Förster, ihm nach Diktat einen Brief zu schreiben, damit alles für seine Ankunft vorbereitet sei und anderen Tags befand er sich bereits auf dem Wege den heimatlichen Bergen zu.

Vroni saß im einsamen Haus und gedachte unter Tränen des fernen Gatten und des toten Bruders drüben am Freithof. Da klopfte es an die Tür und herein trat der Doktor, der alte treue Freund. Aber heute trug er eine sorgenvolle Miene und begann seine Rede, mit gar wunderlich einleitenden Sprüchen. „Wie oft das Schicksal sich müde peitschen wolle an einem vom Unglück Verfolgten, daß aber nach ewigen Gesetzen alles, was den Höhepunkt erreicht habe, abnehmen müsse, und daß, wo das Leid am größten, auch die Besserung schon am nächsten sei". Vroni horchte auf. Ihr ward es klar, daß er unter diesen seltsamen Reden etwas verberge, etwas für sie Schreckliches, das er ihr sorgsam und mit Schonung beibringen wolle. Deshalb sagt sie: „Sag's frei heraus, was es wieder für neues Unglück gibt, Väterchen, ich bin gefaßt."

„Ich habe zwei Briefe bekommen," begann der Arzt, „einen von deinem noch immer geliebten Tollkopf und einen von dem Förster drunten im ungarischen Jagdrevier, wo Kurt bisher gewohnt hat. Kurt hat einen schweren, aber für ihn siegreichen Kampf mit einem Wilderer zu bestehen gehabt, ist aber von diesem im Gesicht und am Auge verletzt worden." — Vroni fuhr entsetzt auf, aber der alte Doktor beruhigte sie bald, da keine Gefahr bestehe, und fuhr fort: „Und wunderbar sind des Schicksals Wege, Vroni. Der zweite Brief vom Förster, der eigentlich für Kurt bestimmt ist, den ich aber erbrach, weil er nur an mich adressiert ist, der meldet das, was Kurt selbst noch nicht weiß, daß der von ihm erschossene Wilderer, den sie den „schwarzen Lajos" nannten, der Mörder deines Bruders ist. Kurt hat also unbewußt deinen Bruder gerächt!" — Wortlos hatte Vroni mit gefaltenen Händen zugehört. In ihr mischten sich der Schmerz um den toten

Bruder mit der stolzen Freude über den Mut des geliebten Mannes, der in dem schweren Kampfe Sieger geblieben und das Rächeramt an dem Mörder ihres Bruders vollzogen hatte. Aber da fuhr der Arzt fort:

„Und nun, Vroni, höre, der Arzt hat Kurt zur Heilung seiner Augen sofortige Rückkehr nach hier befohlen, und Kurt wird demnächst hier eintreffen."

Vroni erblaßte und errötete nacheinander, und in ihrer wogenden Brust lagen Hoffnung und Furcht im Kampfe, was nun werden sollte.

„Und nun fasse dich, Vroni, wenn auch alle Welt dich verlassen würde, der alte Doktor und seine Doktorin nehmen dich auf, wann immer du an ihre Türe pochst."

Vroni horchte auf. Wie, sollte es möglich werden, daß sie heimatlos würde und der Aufnahme im Freundeshaus bedürfte? Aber da fuhr der Doktor fort, indem er einen Haufen Papiergeld aus der Tasche zog und es vor Vroni hinlegte:

„Damit will Kurt sich loskaufen von dir", sagte er bebend, „ich solle das Haus bis zu seiner Ankunft von ‚unsauberen Gästen' frei machen! So steht's in seinem Briefe," schloß der alte Arzt tief aufatmend, als ob ihm die Mitteilung dieses Auftrages den Atem geraubt hätte.

„So stehts in seinem Brief", wiederholte tonlos das arme junge Weib. „Jetzt muß ich zu den Eltern kommen und alles gestehen, was mir Schmachvolles widerfahren. Aber heute noch nicht, ich kann nicht." Dann blickte sie wie geistesabwesend zum Fenster hinaus und der alte Doktor zog sich mit einem mitleidsvollen Blick auf dies Bild stummer Verzweiflung lautlos zurück.

Vroni war allein. Ueber eine Stunde schon saß sie, und noch immer blickte sie unbeweglich zum Fenster hinaus. Nun erhob sie sich. Das Gefühl tiefbeleidigten Stolzes ließ sie nicht mehr länger in dem Hause, dessen Schlüssel ihr in so brüsker Weise abverlangt wurde, von dem, den sie einst geliebt, ja, den sie noch liebte. Die Ahnung all des kommenden Harten trieb sie fort in den Wald,

hinauf in den Berg. Dort konnte sie unbelauscht weinen, im heiligen Waldesrauschen sollte ihr wundes Herz gesunden, ihr tobendes Blut sich beruhigen. Erst abends wollte sie in das Vaterhaus flüchten und die Schmach bekennen, die Kurt ihr angetan. Aber beim Gedanken an dieses schmachvolle Bekenntnis bäumte sich ihr Innerstes auf, sie kam sich vor wie eine Verfehmte und Verfolgte, und fluchtartig eilte sie dem dunklen Bergwald entgegen, sich in seinen Tiefen zu verbergen vor den Menschen. Mit fast irrem Sinn, planlos, ist Vroni im Walde herumgewandert, sie wußte nicht, wie lange. Der Abend war bereits hereingesunken, da sah sich Vroni am Ufer des Königssees mit seinen schwarzblauen Fluten, die heute spiegelglatt lagen. Nur am Ufer leckten die Wellchen leicht mit kaum hörbarem Plätschern ans weiße Gestein. Auf einem kleinen Felsvorsprung stehend, der steil nach dem See abfiel, stierte Vroni mit gesenktem Haupt und verschlungenen Händen auf die Wasserfläche. „Da hinunter geh'," rief's in ihr, „da wird's kühl für die brennenden Wunden — der See ist barmherziger als die Menschen — er nimmt dich auf." Sie setzte den Fuß vor und stand am Rande des Felsens, gierig leckten die Wellchen vom Abendwind bewegt, am Gestein wie züngelnd nach ihrem Opfer. „Keinen Gatten für mich," haucht die Verzweifelnde, „für mein Kind keinen Vater, — o das Urteil der Welt, ..." sie hebt die Arme empor um vornüberzustürzen in die Tiefe.

Da zieht um die Ecke der steil abfallenden Felswand, die Vroni den Ausblick gegen den Anfang des Sees verbirgt, um das Inselchen Christlieger biegend, von kräftigen Armen gerudert eine Waidzille. Im Hinterteil des Kahnes, der nur mit einem langen Stangenruder gerudert und gesteuert wird, steht ein schmucker Jägerbursche in der kurzen gamsledernen Kniehose, die das gebräunte sehnige Knie frei läßt, dem blendend weißen Pfoad*) mit dem gestickten Hosenträger darüber und dem fesch auf den

*) Grobleinenes Hemd.

Krauskopf gedrückten Hütel. Am Sitzbrett des Kahnes liegt der abgelegte Schnerfer*) und darüber lehnen Büchse und Bergstock. In der Spitze des Kahnes aber sitzt ernsten Blickes der brave Schweißhund „Hirschmann" und blickt sinnend dem in der Ferne auftauchenden Forsthaus St. Bartholomä entgegen, dem Ziel der Fahrt. Er sitzt auf der Joppe seines Herrn, des Jagdgehilfen Fertl, die ihm dieser sorglich als „gut's Bett'l" ausgebreitet hat. Fertl, der vom Rapport aus der Oberförsterei Königssee in die Forstwartei St. Bartholomä zurückkehrt, hat mit seinem scharfen Jägerauge sofort die Tochter seines Oberförsters droben auf dem Felszagel erkannt und mit scharfer Steuerung nach links ist er ihr in Hörweite, ein heller Jauchzer schallt zu Vroni empor und bricht sich tausendfach in den Felswänden fort und fort, und wie Fertl nun sieht, daß der Juhschrei Vronis Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, schwenkt er grüßend das Hütel empor und an Vronis Ohr tönt sein treuherziger Gruß: „Zeit lassen!"

Zeit lassen! Wie ein Warnungsruf zu rechter Zeit ist dieser Gruß zu ihr emporgedrungen. Er widerhallte nicht nur in den Prallwänden, die fast senkrecht zum See abfallen, er fand von der Lust zum Leben genährt auch willkommenes Echo im Herzen des kaum achtzehnjährigen jungen Weibes. Wenn sie sich freiwillig den Tod gibt? Wenn der See ihre Leiche auswirft, gedunsen vom Wasser, schlammbedeckt. Vroni sieht schaudernd, wie das lange aufgelöste Haar ihrer Leiche im Wasser wallt und die Fischlein sie umspielen, stumm, wie sie selbst, ewig stumm. Und vor diesem schaurigen Bild fährt ihr ein Gedanke durch den Kopf: „Meine Mutter! Was würde sie denken, wenn sie ohne Rechtfertigung von ihr aus der Welt schiede? Müßte nicht selbst im Herzen der Mutter der Argwohn Wurzel fassen und erstarken, der durch Kurts Entfernung sich vielleicht schon regte?" Und Vroni trat zurück. Aus der Ferne klang noch ein Juchzer Fertls herüber wie eine Mahnung zu Frohmut und Lebenslust und auch Vroni

---

*) Rucksack.

hauchte: Ich will leben!“ Dann kehrte sie zagenden Schrittes, in traumwaches Sinnen verloren, zurück.

„Der alte Doktor und seine Doktorin, sie nehmen dich auf, wann immer du an ihre Türe pochst,“ so sprach der väterliche Freund. Zu ihm will Vroni flüchten und das Weitere erwarten. Noch ist keine Stunde um, da steht sie vor dem Hause des Arztes. Es ist bereits dunkel geworden und in Doktors Wohnstube brennt Licht. Schüchtern zieht Vroni die Klingel, der Schlüssel rasselt im Schloß und aus der geöffneten Tür fällt der Schein der hochgehaltenen Lampe auf das Gesicht der Einlaßbegehrenden. Noch liegt all das Grauen, das Vroni in der letzten Stunde empfand, auf ihrem Antlitz, so daß selbst der alte Doktor sein Erstaunen nicht verbergen kann und frägt: „Wie siehst du aus?“ Dann führt er Vroni in die Stube zur alten Doktorin und die beiden machen sie beichten, alles, alles, von der Flucht in den Wald bis zum Gruß des jungen Jägers, der sie rechtzeitig warnte vor dem Verzweiflungsschritt.

Lautlos hatte der alte Mann ihr zugehört und auch die Doktorin am Tische unterbrach ihr eifriges Nähen. „Darum fand ich dich nicht,“ sagte tiefaufatmend der Arzt, als Vroni ihre Erzählung beendet. „Dreimal war ich oben im Haus und zog vergebens die Klingel. Schließlich dachte ich, du seist vor vielem Weinen eingeschlafen und sah nicht mehr nach. Und da sieh, was wir für dich taten, derweilen du so unselige Gedanken hegtest,“ sagte der gute Doktor vorwurfsvoll und deutete nach dem Tische, auf dem allerlei Tuchstücke und Nähzeug herumlagen, so daß er fast einer Schneiderwerkstätte glich.

„Alle Professionen hab' ich für dich getrieben,“ fuhr der Arzt scherzend fort und meinte dann ernst: „Es ist wieder ein wichtiger Brief gekommen, darum kam ich dreimal zu dir hinauf. Kurts Augen haben sich verschlimmert, er will in Wien die Herreise unterbrechen und bis zur weiteren Reisefähigkeit einige Tage in einer dortigen Augenklinik verbleiben. In einigen Tagen aber, schreibt er, wird er nach Ausspruch der Aerzte hier eintreffen.

Da haben wir also noch ein paar Tage Zeit mit unseren „Vorbereitungen". Die Binde, schreibt Kurt, dürfe nicht von seinen Augen, habe man ihm in der Klinik gesagt, und ich solle außerdem dafür sorgen, daß ein fast dunkles Zimmer für ihn zur Aufnahme bereit sei. Hierauf baute ich meinen Plan."

„Welchen Plan?" fragte Vroni verwundert, aber statt einer Erklärung drohte der joviale Doktor nur lächelnd mit dem Finger: „Zeit lassen!" und sich zu seiner Frau wendend, sagte er:

„Mutter, gib mir mal den Habit."

„Meine gute Alte," fuhr er dann zu Vroni fort, „ist den halben Tag im Ort herumgelaufen, wie wenn sie eine Tochter aussteuern müßte und jetzt näht sie schon stundenlang. Und nun probiere einmal den Habit an und jetzt die weiße Stirnbinde d'rauf und den Schleier angelegt und jetzt die Nonnenhaube . . . ." Der Doktor, der unter diesen Worten mit Hilfe seiner Frau Vroni in eine Nonne umgewandelt hatte, trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu betrachten, und rief dann lustig: „Wirklich, ein sauberes Klosterfrauerl!"

Vroni stand und wußte nicht, wie ihr geschah. Was sollte das alles bedeuten? Jetzt aber begriff sie den Plan des prächtigen Doktors, als dieser scherzend fortfuhr:

„So, und jetzt war ich Kostümier, jetzt kommt der Regisseur. Daß Du mir eine richtige Nonne und Krankenpflegerin abgibst! In klösterlich salbungsvollem Flüsterton redet man mit dem Kranken, verstanden, und dabei die Stimme hübsch verstellt, daß Kurt nichts merkt. Und dabei den Schleier hübsch um Stirn und Kinn gezogen, wenn sein Augenlicht einmal wieder besser wird. Uebrigens will ich für tüchtige Kompressen sorgen, und für alles weitere sorge ich auch."

„Aber die Eltern, wenn sie nach mir sehen . . . .?" fragte Veronika ängstlich.

„Zeit lassen," wehrte wieder der Arzt ab, „alles ist vorbedacht! Meine Alte," sagte er, indem er zärtlich das faltige Gesicht der noch immer eifrig nähenden Matrone streichelte, „hat

schon lange mit Rheumatismen zu tun, und oft schon hab' ich sie nach Gastein zur Kur schicken wollen, sie ist mir aber immer nicht gegangen. Als wir nun heute an die Ausführung unseres Klosterfrauenplanes gingen, da fragten wir uns natürlich auch, wie wir mit den Oberförsterlichen fertig würden. Und siehe da, da hab' ich zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen. Meine gute Alte geht wirklich nach Gastein und kommt, so Gott will recht gesund wieder, du bist unterdessen die „fremde Nonne", und den Eltern sagen wir, meine Alte habe dich mitgenommen nach Gastein. Es sei wider Erwarten schnell gegangen, da gerade Fahrgelegenheit da war, aber in drei oder vier Wochen kämet ihr beide wieder. Punktum! Ei, da schau, drei Wochen Frist. Jetzt war ich Schneider, Kostümier und Regisseur, jetzt werde ich auch noch Schmied. Der goldene Ehering tut's bei euch nicht, ich will euch mit eiserner Kette auf ewig zusammenfesseln. Dann werde ich noch Poet und Bühnendichter, und ich meine immer, ich wende das Trauerspiel noch zum Lustspiel herum."

„So, und nun halte dich bereit, in einigen Tagen als Nonne dein Pflegeramt bei Kurt anzutreten, das Nonnengewand bring ich dir morgen schon hinauf."

„Aber, Doktor, lieber Doktor, wenn er's merkt? Er jagt mich aus dem Hause."

„Zeit lassen, Vroni, wie oft muß ich dich noch daran mahnen, er merkt nichts, sei nur klug."

Seit einigen Tagen schon stand der schwer krank angekommene Kurt in der Pflege der „frommen Schwester". Er merkte nichts von dem frommen Betrug. Die alte Magd hatte man reichlich abgelohnt und eine neue aus dem Salzburgischen genommen, die völlig in Unkenntnis über die bestehenden Verhältnisse war und im Krankenzimmer herrschte den Augen Kurts zu Gefallen mehr als Dämmerlicht. „Eine Schwester bekam ich aus Gnade vom Krankenhaus herunter," sagte der Doktor bei Ankunft Kurts in gleichgiltigem Tone. „Die Magd besorgt Haus und Küche, die Nonne hat genug mit Ihrer Pflege zu tun. Reden Sie nicht viel

mit ihr. Sie brauchen erstens selber Ruhe, und dann hat die Schwester jetzt wieder weiß der Teufel was für „heilige Betrachtungen“, da hat sie keine Zeit zum Reden. Sie selber sind ja auch in einer sehr weiberfeindlichen Stimmung, da ist also das Schweigen doppelt gut.“

Kurts Zustand verschlimmerte sich. Das Wundfieber und der entzündliche Prozeß der Augen nahm in erschreckender Weise zu, und der Arzt verhehlte sich nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit, daß durch Lähmung des Sehnervs der völlige Verlust des Augenlichtes eintreten könne. Kurt lag in heftigen Fieberphantasien, und an seinem Lager bangte und hoffte „Schwester Veronika“.

„Ich hatte ein Haus“, murmelte der Kranke in seinen Delirien, „... auf reizender Höhe ... d'rin waltete das Urbild der Schönheit ... und Anmut ... Sie war meine Sonne,“ schrie er auf und fiel mit dem mühsam erhobenen Haupte wieder schwer in die Kissen zurück ... „wenn die Sonne“, flüsterte er, „... reiner sein wollte, als sie ... ich ... ich hätte sie vom Himmel gerissen ...,“ schrie er in wütendem Zorn.

Die junge Nonne an seinem Bette erbebte. O, wie hatte er sie geliebt, dessen frohlockte ihre Seele.

„Ich erstieg einen Fels,“ fuhr der Fiebernde fort, „... es war zu eng im Haus für mein Glück ... ich schaute hinab zu ihr ... meiner Sonne ... unter mir wogte smaragdenes Gewässer ... ein Meer war's ... voll Hoffen ... da sah ich auf zum Himmel ... war er wirklich ober mir? Huh,“ stöhnte der Kranke dann laut, „... er hatte schwarze Flecken ... meine Sonne auch, —“ stieß er heulend hervor, — „Hilfe! Der Fels wankt,“ rief er ängstlich und hielt sich mit den zitternden Händen am Kissen, „... das Wasser ist schwarzer Schlamm ... und ich ... und ich,“ sprach er mit ersterbendem Murmeln, „ich fiel hinab in des Verrats schmutzige Tiefe.“

Da bangte Veronikas Seele, ob es je wieder zur Vereinigung mit ihm käme.

Der Doktor war unterdessen nicht müßig gewesen. Er wußte mehr als die Pflegerin Vroni, wie traurig es mit dem Kranken stand, und selbst der alte Arzt zitterte. Wenn er Vroni unter irgend einem Vorwand aus dem Krankenzimmer geschickt, hatte er oft die Kompressen abgenommen und in den gläsern blickenden, jeder Empfindung baren Augen geforscht. Heute stellte er die letzte entscheidende Untersuchung an, und der greise Mann wurde bleich und legte schnell die Binde über die Augen. Und während der Kranke fortphantasierte, wandte sich der greise Arzt erschüttert ab, und die Stimme brach ihm, als er murmelte: „Blind!“

Noch ganz unter dem Banne der schrecklichen Erkenntnis stehend, erreichte der Arzt sein Heim. Er verschloß sich in seine Studierstube und sann. „Jetzt muß es sich ändern,“ murmelte er, „ich muß sie wieder zusammenbringen, der Blinde bedarf ihrer als Führerin.“ Und wieder sann er eine Weile, dann nahm er wie in plötzlichem Entschlusse Schreibzeug vor und begann emsig zu schreiben. Es mußte sein ganzes Innere bewegen, was er schrieb, denn wieder und wieder überlas er es, und oftmals stand er vom Schreibtisch auf und ging erregt und tiefernst in der Stube auf und ab. Es war ein Brief, ein Meisterwerk des Geistes und Herzens, an den „guten Freund“ Kurts, der durch seine Verleumdung die Entzweiung Kurts und Vronis herbeigeführt hatte. Mit ergreifenden Worten waren die bestehenden Verhältnisse geschildert, ein glühender Appell an Mannesehre und Menschenliebe, dem Blinden, dem Freund, dem Gatten der Verleumdeten die Wahrheit schriftlich zu bekennen und einen Lichtstrahl des Trostes zu senden in das Dunkel, das den armen Blinden umfange. Und die Wirkung blieb nicht aus. Einige Tage später kam die Antwort des Verleumders, ein Sündenbekenntnis voll mannhafter Reue, aus dem ein Bild hellschimmernder Treue sich abhob, das Bild Frau Veronikas. Triumphierend las der Doktor das Schriftstück, das er wie ein Kleinod in seiner Tasche barg, dabei murmelnd: „Nun hat sie ihre Ehre wieder!“

Eine Woche war ungefähr vergangen, in Kurts Allgemeinbefinden war eine wesentliche Besserung eingetreten, das Wundfieber verschwunden, die Kräfte hatten zugenommen, aber über den Augen lag noch die Binde. Der greise Arzt schob ganz unwillkürlich den entsetzlichen Augenblick immer weiter hinaus, wo er dem Kranken und dessen schon so viel geprüftem jungen Weib die schreckliche Entdeckung von der Erblindung des Kranken machen mußte, von der er sich sagte, daß es sehr zweifelhaft sei, ob sie sich später vielleicht noch durch einen operativen Eingriff werde beheben lassen. Aber einmal mußte es doch sein, und so steckte denn eines Tages der gute alte Doktor mit schwerem Herzen den Ehrenrettungsbrief des „Freundes“ zu sich und begab sich mit demselben zu Kurt von Braunseck.

Die Vorlesung des Briefes wirkte wie ein Donnerschlag auf Kurt von Braunseck. Seine Sonne, die er in seinem Wahne von schwarzen Flecken bedeckt glaubte, stand wieder rein und makellos vor ihm! Der Kranke schwieg eine Weile, dann hob er seine Hände wie betend, und sagte ruhig, aber tief bewegt:

„Wo ist sie, die ich Verblendeter schmählich verstieß, daß ich ihre Knie umfange und ihr Abbitte leiste! O, Doktor, rufen Sie sie, die ich ja immer geliebt, ich muß sie sehen!“

Die Nonne, die im Hintergrunde des Zimmers lauschte, wollte schon hervortreten, aber der Arzt wehrte ab.

„O, nicht wahr,“ bat der Kranke, „dann darf die Binde von den Augen, damit ich sie vor mir sehe in ihrer ganzen Schönheit und aus ihren süßen Augen lesen kann, daß sie mir verzeiht!“

Der alte Arzt, der schon so manchem Leidenden und dessen Angehörigen mit wehmutsvollem Herzen manch tieftraurige Eröffnung hatte machen müssen, zitterte jetzt doch, als er den Zeitpunkt kommen sah, da er Vroni und Kurt selber die grauenvolle Entdeckung von des Letzteren Erblindung machen mußte.

„Ja,“ sagte er mit unsicherem Tone, „die Binde kann ich wohl wegnehmen, aber Kurt von Braunseck wird nicht gleich die

Wonne haben, sein hartvermißtes Weib Aug in Aug zu schauen. Die Verletzung und die Entzündung der Augen haben für die nächste Zeit das Sehvermögen vernichtet und Sie werden Veronikas ganz und voll bedürfen — als Führerin."

Eine geraume Weile war es totenstill im Krankenzimmer. So muß es dem Adler sein, dem man die Schwingen verkürzte, daß er nimmer zum gewaltigen Fluge ausholen kann. Hatte nicht auch Kurt gehofft, auf den Schwingen neu erblühten Glückes zur Sonne aufzusteigen, jetzt, da der unselige Verdacht geschwunden, der ihm Lebens- und Schaffenslust benommen hatte, und sein Ideal wieder leuchtend vor ihm stand?

„Blind," hub er endlich an, „ . . . blind . . . . und ohne sie! Wie danke ich Ihnen, mein väterlicher Freund," wandte er sich zum Arzte, „daß Sie Veronika nicht vorzeitig zu mir riefen. Sähe es nicht aus, wie leidige Selbstsucht, wenn ich mich jetzt wieder mit ihr vereinigte? Der kräftige, lebensfrohe Mann verstieß sie auf die bloße Verleumdung eines Elenden hin, der sieche Blinde fände in ihr jetzt eine willkommene Gefährtin."

Und wieder wurde es ruhig, weihevoll still im Gemache. Die bebende Frau, die es erst jetzt erfahren hatte, wie es um den Gatten stand, hatte sich lautlos dem Lager des Kranken genähert, beide Hände aufs Herz gepreßt.

„Wer wird mich leiten, ... mir sein Auge leihen, ... dem Blinden," murmelte wie geistesabwesend der Kranke.

„Ich will diese Führerin sein," hauchte die weiche Stimme der Nonne ihm zu.

„Ja müssen Sie denn nicht wieder in Ihr Kloster zurück?" fragte Kurt, der seiner Pflegerin Angebot freudig erlauscht hatte.

„Ich gehöre keinem solchen an," flüsterte die Nonne vor dem Bette.

„Warum tragen Sie dann geistliche Tracht? Ich fühlte doch Ihren weichen Schleier mich oft umwehen. Warum tragen Sie dieses Kleid?" wiederholte er.

„Aus Liebe," flüsterte die zitternde Nonne.

„Und sie hätten kein Gelübde abgelegt?“ forschte der Kranke weiter.

„Das der Treue für meinen Gatten,“ ward ihm zur Antwort.

„Also . . .,“ wollte der Frager fortfahren, aber er brach beim ersten Worte ab. Er wollte keine Saite berühren, die vielleicht wehmutsvoll nachklingen mußte. Konnte sie nicht auch eine Verstoßene sein, getrennt durch Schicksal oder Tod von dem, den sie einst liebte?

Ein unsagbar trauriger Zug legte sich um Kurts bleiches Antlitz. Das machte Vronis Herz überströmen, und auch der Arzt wehrte nicht länger. Die zarte, feine Gestalt der Nonne bog sich zärtlich zu dem Kranken herab, er fühlte seine blinden Augen von weichen Lippen mit Küssen bedeckt, und da hindurch klang es leise, bebend, schluchzend und jauchzend zugleich:

„Ich bin ja deine Vroni!“

Er erwiderte ihre Küsse nur schüchtern in beschämender Reue. Dann aber als sie sich sanft wieder seinen Armen entzogen hatte, sprach er tiefernst und gefaßt:

„O süße Blindheit, Geschenk von oben! Wie hätte ich den Blick zu ihr erheben können, die um meinetwillen wohl bleich und abgehärmt, mit kummervollen Zügen vor mir steht. Ja, süße Blindheit!“

Und wieder umfing er sein wiedergefundenes Weib, das ihm die zärtlichsten Schmeichelnamen zuküßte. Sie sahen es beide nicht, wie der alte Arzt, von der Szene erschüttert, wie segnend die Hände gegen sie ausbreitete und sich dann lautlos zurückzog.

Was sie sich alles zu sagen hatten! Wie viel er fragte! „Und selbst den Eltern konntest du es verschweigen? Wie konntest du nur das Geheimnis so lange wahren?“ — „Die Magd lohnte ich ab,“ plauderte sie glückselig dagegen, „gab ihr einen vollen Jahreslohn und Reisegeld und eine Empfehlung an eine Freundin in Wien, damit war die größte Gefahr weg.“ — „Und wie lebtest du? Warst du etwa krank? Kamst du oft in den Ort hinunter?“ So fragte er fort und fort, und sie erzählte

die Geschichte ihres Herzens vom Gang ins Kloster bis zum Sprung in den See und flocht um das „Zeit lassen", den Gruß der Bergler, eine leuchtende Dankeskrone. Und Kurt wollte den Knappen ausfindig machen, der Vroni diesen Gruß an der Klosterpforte bot, und den Jäger reichlich lohnen, der ihn ihr bot zur Warnung vor der entsetzlichen Tat, und so plauderten und kosten sie fort, wie Kinder, und er fühlte es nicht mehr, daß er blind.

Von der Klosterpforte weg hatte sich damals Vroni zu ihrem väterlichen Freunde, dem alten Doktor, begeben, der ihr gesagt: „Bis es Herbst wird, bist du Mutter." Dieses Wort sollte sich jetzt erfüllen.

„Sagen wir es Kurt," meinte Vroni, „so wird er, milde und weichgestimmt, wie er jetzt ist, weinen darüber, daß er sein Kind nicht sehen kann," „und Tränen sind jetzt für die Augen giftiger Tau," fiel der Doktor ein. Und Kurt erzählte er einige Tage später, Vroni sei, wohl infolge der langen Krankenpflege von einem leichten Unwohlsein befallen worden, und hätte sich, auf seinen Rat, der besseren Pflege wegen ins Elternhaus begeben. Und dorten erblickte bald ein gesunder Junge das Licht der Welt, und die junge Mutter weinte ob des dem Gatten zu verschweigenden Elternglückes. — Der Arzt hatte unterdessen täglich die Augen des Kranken geprüft, und seine Miene bei der Untersuchung war immer zuversichtlicher geworden. Als er nach einiger Zeit die junge Mutter im Forsthaus besuchte, da konnte er ihr, die darob in heller Freude erstrahlte die frohe Botschaft bringen, daß Kurt wieder sehend werde. Nur brauche es Zeit und Schonung, aber umso größer sei dann die Wonne für ihn, klein' Bubi zu sehen. Und so trug der Brave Hoffnung und Zuversicht von Haus zu Haus.

Der Spätherbst war eingekehrt im Hochgebirge, der rauhe Winter stand vor der Tür. Vielfarbig grüßte der gemischte Bestand des Bergwaldes herab zum Tal. In tiefem Dunkelgrün standen die Fichten und Föhren, indes die Lärchen fast goldgelb erschienen, und, wenn sie vereinzelt in andere Bestände eingesprengt

waren, wie Inselchen aus dem Meere der tiefdunklen Wipfel sich abhoben. Das Laub begann zu fallen, der Wind, der stoßweise durch das Geschröff fuhr und in den Runsen und Rinnen der Berge wühlte und heulte, trieb es in Haufen in tanzenden Wirbeln unter den Gufeln und in den Rinnen der Wände zusammen, und alles deutete darauf hin, daß die Natur zum Winterschlafe zur Rüste gehe. All diese Zeichen aber gemahnten den alten Arzt daran, daß es nun Zeit sei, den körperlich und noch mehr seelisch leidenden Kurt und die mit ihm leidende Gattin nach dem Süden zu senden, um dort während des heimischen Winters Erholung zu finden von all dem ausgestandenen Leid. Und vor der Abreise des Paares klopfte er noch väterlich wohlwollend Vroni auf die Schulter und sagte in seiner lustig jovialen Weise:

„Dich muß ich noch ganz besonders ins Gebet nehmen. Lasse, sag' ich dir, das Gemüt des Kranken nicht düster werden, rege seine Einbildungskraft mäßig an, hilf ihm durch dein Auge sehen und wisse, daß du eines Künstlers Weib bist, dessen Denkkreis im Idealen liegt. Mach's klug, Veronika, nur so ist Hoffnung auf Wiederkehr voller Gesundheit.“ Und Vroni wiederholte sich täglich, stündlich des Freundes Rat und Mahnung. Alle Eindrücke, die sie im schönen Süden empfand, schilderte sie mit glühenden Farben, selbst hingerissen und begeistert von dem Geschauten, dem Blinden an ihrem Arme, und dieser, der in seiner regen Künstlerphantasie das Geschilderte zu sehen wähnte, empfand seine Blindheit kaum mehr, seit er durch ihr Auge sich sehend glaubte. Und auch Vroni war anfangs entzückt von den nie geschauten Bildern südlicher Pracht, und nur die Sehnsucht nach dem in der Heimat zurückgelassenen Kinde, von dessen Existenz sie dem geliebten Gatten in seiner Blindheit nicht einmal sprechen durfte, mischte sich wie ein bitterer Tropfen in den Freudenskelch. Aber Kurts Befinden besserte sich so langsam, daß nach Ablauf des Winters an eine Rückkehr noch nicht zu denken war, da die Aerzte einen steten klimatischen Wechsel vor endgiltiger Erledigung der Augenfrage für nicht ratsam erklärten. So mietete denn Kurt

eine kleine Villa, um sich für einen längeren Aufenthalt einzurichten, und um doch nicht ganz der Bequemlichkeit der eigenen Häuslichkeit zu entbehren. So waren denn schließlich bald zwei Jahre vergangen, daß der Süden die Heimat des Paares bildete, und noch immer war Blindheit das Los Kurts von Braunseck. Mehrere berühmte Augenärzte hatten schon zugesagt, die Operation zu übernehmen, aber immer wieder hatten sie bei ihren Konsultationen dieselbe noch für verfrüht erklärt. Endlich aber kam doch die entscheidende Stunde, und sie schritten zur Ausführung, und das schwierige Werk gelang. Man stand vor dem Moment, wo die Binde fallen sollte, vor dem Augenblick, der Kurt von Braunseck das Licht wiedergeben oder ihn in ewiges Dunkel verweisen konnte. Vroni hatte alles tapfer überstanden; sie hatte der Operation angewohnt, und harrte nun pochenden Herzens des Momentes der folgenschweren Entscheidung. Da stand sie inmitten des Zimmers, dessen dunkle Vorhänge nun geöffnet waren, damit der Gerettete auch allsogleich erkennen möge: „Ich bin sehend!" Wie eine holde Braut im weißen Kleide hatte sie sich mit Blumen geschmückt zum Auferstehungsfest der Augen des Geliebten. Wie schön sie war! Der Süden hatte dem Kinde der Berge von seiner zauberischen Pracht mitgeteilt, die Formen waren voller geworden, das Kolorit farbgesättigt, die Augen strahlten in keuscher Glut — ein deutsches Weib, umkost von südlicher Schönheit.

Da fiel die Binde, man hatte den Patienten in die Mitte des Zimmers geführt, damit nicht ein zu jäher Lichtstrahl das kaum erweckte Auge treffe. Als langsam die Hülle sich löste, taumelte Kurt, wie geblendet, — vor ihm stand in strahlender Jugendschönheit seine junge Gattin. Er bedeckte wieder die Augen, er fuhr sich mit den Händen an die Stirne, als wollte er sich überzeugen, ob er wache oder träume, dann sanken seine Hände wieder herab, seine bebenden Finger verschlangen sich wie zum Gebet, und langsamen Schrittes trat er dann zu Veronika. Zwei Jahre hatte er sie nimmer gesehen, damals war sie eine liebliche Knospe, heute stand sie vor ihm als vollentwickelte Blume. Aber

ganz in ihren Anblick versunken, erinnerte er sich jetzt erst, daß ihm der göttliche Strahl des Lichtes wieder zuströme, und erwandte sich zu seinen Rettern, um ihnen zu danken. Und auch diese beglückwünschten das junge Paar zur Gesundung des Gatten und überließen dann die Glücklichen ihrem Glücke.

Allein! Was sie sich sagten in dieser Stunde, wie sie kosten und sich die Zukunft malten in lachenden Farben, das beschreiben zu wollen, verstumme das arme Wort.

Kurts Haus am Hügel in den bayerischen Bergen ist festlich geschmückt zum Empfang des glücklichen Paares, das heute aus dem fernen Süden in die deutsche Bergesheimat zurückkehrt. Als der Wagen die Beiden brachte, brannte Fertl oben am Hügel die Böller ab, dabei schmetternde Juhschreie zu den Wänden emporsendend, daß sie in weitem Echo verhallten. Die Jagdgehilfen bliesen lustige Fanfaren zum Willkommgruß, und an der Freitreppe zur Veranda der Villa warteten die Eltern und der gute alte Doktor der Ankommenden. War das ein Wiedersehen und ein Jubel! Die alte Försterin hatte ein treffliches Willkommsmahl bereitet, Papa Oberförster ließ eine Batterie Flaschen nach der der anderen auffahren, und Fertl, dem man auch einige Flaschen zur Herzstärkung hinaufgeschickt hatte, schien sich in einen furchtbaren Artilleriekampf mit einem grimmigen Feinde verwickelt zu wähnen, denn er begann mit einer wahren Berserkerwut ein vernichtendes Schnellfeuer aus seinen Böllern. So endete der Jubeltag erst in später Nacht, denn dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Als anderen Tages das junge Paar beim Morgenkaffee auf der lange verwaisten Altane saß, da ging — es war Sonntag — ein altes Bäuerlein vorüber, hinab zur Kirche. Und da rief, als er nahe war, der Alte mit freundlichem Gruße hinauf:

„Seid's wieder da? Grüaß enk God! Und Bloama*) habt's gnua,“ sagte er, auf die blumengeschmückte Altane weisend, und

*) Blumen.

fügte mit schalkhaftem Schmunzeln auf Vroni hinzu: „und woltern schöne aa no.“ Dann war er vorüber.

„Alles singt dein Lob,“ meinte Kurt, glückstrahlend auf sein junges Weibchen blickend, und führte sie auf die Bank an der epheubewachsenen Wand.

„O, Vroni, blicke um dich,“ sagte er dankbar, „dies Haus ein Eden, umgeben von dieser herrlichen Bergwelt, ist unser. Meine Augen mit täglich wachsender Sehkraft schauen auf dich, unsere Liebe ist gefeit gegen alle Stürme, ... nichts fehlt mehr zu unserem Glücke!“

Und doch schien es in diesem letzten Satze wie verhaltene Wehmut nachzuklingen, und Vroni schmiegte sich an den geliebten Mann und flüsterte ergänzend: „... als ein Kind.“

Traurig sah Kurt auf sie nieder und frug:

„Lasest du in meiner Seele?“

„Wenn wir's hätten,“ sagte Veronika, schelmisch und schmeichelnd zu ihm aufblickend.

Kurts Gesicht verdüsterte sich. Hatte er ihr nicht eben gezeigt, daß er ein Sehnen danach in sich trage, warum rührt sie, leichthin scherzend, an diese wunde Stelle?

„Wie kannst du scherzen?“ sagte er verweisend.

Aber da jauchzt die junge Mutter und beide Arme um den Hals des Gatten legend, kündet sie ihm jubelnd:

„Lieber Mann, wir haben's ja!“

Und lange erzählt sie dann und so sorgsam sie auch verschweigt, was sie um den blinden Gatten gelitten, jetzt muß sie es ihm gestehen, wie schwer, ja, wie es das Schwerste für sie war, dem blinden Gatten ihr Mutterglück verschweigen zu müssen. Aber dann fuhr sie geschäftig fort, den Arm des wie träumend blickenden Gatten ergreifend:

„Kurt, unser Bubi ist im Hause, gleich sollst du's sehen, das ist der Eltern Ueberraschung für dich, die wir uns für heute aufgespart. Aber halt an dich,“ fuhr sie sprudelnd mit hochgeröteten Wangen fort, „nicht stürmisch sollst du klein Bubi in

die Arme reißen und mit Küssen bedecken, wie du es wohl so gerne möchtest; du könntest ihn erschrecken und der erste Eindruck, den klein Bubi vom Väterchen empfängt, soll ein milder, Liebe und Vertrauen erweckender sein ... hörst du, lieber, guter Mann," drängte sie dann den sie noch immer wortlos, wie verklärt Betrachtenden.

Der aber zog sie an sich und flüsterte ihr ins Ohr, lange, lange, und gar süße, innige Sachen müssen es gewesen sein. Dann aber gelobte er standhafte Zurückhaltung.

Im großen Zimmer des Erdgeschosses im Hause am Hügel steht eine kleine Versammlung um ein reizendes kleines Bübchen in schmucker Jägertracht.

„Vergiß nicht, Bubi," predigt ernst Großvater Förster, „mit dem Fingerchen zu drohen. Und mach' deinem Väterchen recht liebe Augen und lache ihn schelmisch an, weißt du, so, wie du's machst, wenn du deinem Großväterchen etwas abbetteln willst. Dann bekommst du von mir ein echtes Gewehr und Kugeln dazu."

Und die Großmutter beugt sich auf den Kleinen herab und verspricht ihm:

„Und ich kauf' dir die Scheibe mit dem laufenden Hirsch." Und die beiden Onkel wollen ihm ein großes, schönes Schaukelpferd mit wirklichen Haaren kaufen und einen schönen „Waldl", damit er auf die Jagd gehen kann, und Vroni kniet bei dem Knaben und schärft ihm kosend noch einmal alles recht genau ein, wie er es zu machen hat, wenn er vor dem Papa steht. Dann nimmt sie den Kleinen in die Arme und trägt ihn die Treppe hinauf vor Kurts Tür.

Nach dieser blickt im Zimmer drinnen Kurt mit erwartungsvollem Herzen und fliegenden Pulsen. Da öffnet sich die Türe halb und herein schiebt sich ein winzig kleiner Jäger. Als artiges Kind nimmt er schnell das Hütchen in die Linke und schreitet dann gravitätisch vor. Und der Vater unterscheidet genau die strotzenden Waden mit den buntfarbigen Zwickelstrümpfen, da

guckt auch das gesunde kräftige bloße Knie unter der kurzen kleinen Lederhose hervor, die Jägerjoppe ist offen und auf dem blendend weißen Leinenhemdchen hebt sich der brennrote gestickte Hosenträger grell ab. Jetzt ist das Bübchen dem Vater nahe. „Es ist mein Abbild," jubelt es in Kurt, er meint nimmer an sich halten zu können, mit tausend Gewalten treibt es ihn, uneingedenk seines Versprechens, auf das herzige Kind, auf sein Kind, loszustürzen und es jubelnd in die Luft zu wirbeln.

Da aber blickt der liebe kleine Bursch mit lachenden Kinderaugen zu ihm empor, das frisch-rote Mündchen verzieht sich zu einem reizenden Lächeln, das die blitzenden weißen Zähnchen sehen läßt, der kleine Arm hebt sich, aus der leicht geballten, mit Grübchen versehenen Rechten hebt sich das kleine Zeigefingerchen zum leichten Drohen und mutig und treuherzig spricht der kleine Jägersmann:

„Papa, Zeit lassen!"

Hüttenleben im Hochgebirge.

Wenn der Mensch vor der Verwirklichung eines Planes steht, der ihn für längere Zeit seinem angestammten Heim entführen und zu zeitweiligem Aufenthalte anderswo seßhaft machen soll, so muß er sein geistiges Auge mit Seherblick in die Zukunft schweifen lassen und sich unter der Bedachung seines Denkapparates darüber Rechenschaft geben, was für Vorbereitungen für die Dauer dieser Dislocierung notwendig sind. Mit welchen Graden des Wanderfiebers er hiebei zu kämpfen hat, wird ganz von seiner mehr oder minder großen nervösen Sensitivität abhängen; jedenfalls aber ist dieses sonderbare Empfinden, das manchen Leuten, wenn sie nur vom Isarstrande nach Pasing zum Baden fahren, schon choleraartige Beschwerden verursacht, gänzlich überflüssig. Ein Jäger, der bald da und bald dort herumkugelt, wird solchen Anfechtungen wohl nicht mehr unterliegen, immerhin aber wird er, wenn er im Sinne hat, an die vierzehn Tage auf einer einsamen Hütte im Berge zu Jagdzwecken zu verweilen, auch sein Augenmerk wohlerwägend auf all die Vorbereitungen richten, die zu des Leibes Atzung und noch mehr Tränkung, sowie zu allem, was zur Ausübung des edlen Waidwerkes gehört, notwendig sind. Und wahrhaftig, es ist merkwürdig, wie viel sogar der anspruchsloseste Mensch braucht, wenn es sich einmal darum handelt, alle Lebensbedürfnisse für einen größeren Zeitraum auf dem eigenen Buckel vom Tale in die Bergeseinsamkeit zu schleppen.

Da heißt es also mit Resignation und im Vorgefühle der kommenden eselsgleichen Schlepperei den geräumigen Rucksack nehmen und seinen gähnenden Schlund öffnen. Und nun heißt es, sich darüber Rechenschaft geben, was der Mensch den ganzen Tag über braucht, Schritt für Schritt, und all das muß gleich in den Rucksack kommen, sonst vergißt man's wieder. Also, was braucht der Jäger in der Frühe? Gar nix, weil er da meistens einen Katzenjammer hat. Was braucht er Mittag? Etwa einen sakrischen Schmarren. Also eine mächtige Stranitzen Mehl in den Rucksack, eine Blechbüchse Salz dazu, einen gehörigen Hafen Schmalz, der ein paar Kilo faßt, denn vierzehn Tage sind lang, ein paar Pfund Zucker, aus welchen Ingredienzien der Kundige bekanntlich auch ohne Milch imstande ist, im Vereine mit den goldgelben Eiern, die in einer eigenen, mit Sägespänen gefüllten Blechbüchse mitgeführt werden, den britzelbraunen, knusperigen Schmarren zu bereiten, der, wenn man das Schmalz nicht spart, eine gehörige Unterlage für die anstrengendsten Bergkraxlereien bildet. — Oder der Jäger atzt sich mittags mit einer Brennsuppe. Dazu braucht er außer Mehl, Schmalz und Salz, das wir schon haben, noch Kümmel, Lorbeerblätter und Essig, was auch in den Rucksack wandert, besonders Essig ein „mitter's" Flascherl voll, denn man kann nicht wissen, ob einem der heilige Hubertus in seiner Gnade nicht gar ein Böckerl verleiht, in welchem Falle der Essig zur Bereitung der „sauren Nierndeln", der Leber und der „Lungl", die unentbehrliche Würze bildet. Auch sind Kartoffeln dazu nicht von Blei, also auch von dieser Gottesgabe eine Anzahl in den Molochmagen des Schnerfers*). Nachdem aber die Saucen der Bocknieren, der Leber, die zur Knödelmahlzeit einzubeizende Lunge mit dem feingeschnittenen Herz auch noch andere Ingredienzien verlangen, so legen wir noch eine Büchse Pfeffer, mehrere Zwiebeln, sowie das unentbehrliche Liebig'sche Fleischextrakt und die würzende Maggi'sche Suppen-

---

*) Rucksack.

würze bei, denn diese brauchen wir zu allen Suppen, neben den Saucen, und sei es neben der Brennsuppe nur eine einfache Brotsuppe mit Ei. Weil wir gerade Brotsuppe sagen, legen wir gleich einen anständigen Laib Brot zu dem eingesackten Proviant und für die Knödel, die wir zur Rehlunge oder zur aufgeschmalzenen Suppe vertilgen, kommt eine gehörige Anzahl Weißbrote hinzu. Die Erbswurst darf nicht fehlen, denn sie liefert zu den Knödeln sowohl, wie allein mit gerösteten Semmelbröckerln vertilgt, ein vorzügliches und nahrhaftes Gericht. Da nun aber auch der brave „Waldl", der, wenn wir recht dumm schießen, der Schweißfährte des angehleiten Bockes nachhängen und ihn eventuell totverbellen muß, nicht von Luft und Mondschein leben kann, so wird für ihn noch eigens ein Sackerl „Türkenmehl", wie der Tiroler das Mehl des türkischen Maises nennt, sowie eine gehörige Büchse Schweineschmalz beigepackt, denn das gute Kuhschmalz braucht das Herrl selber. Da kann man auf der Hütte auch dem „Waldl" einen wohlschmeckenden und sehr nährenden Schmarren kochen. Nachdem während dieser Vorbereitungen stets ein Dutzend appetitlicher Knödel sich vor unserem geistigen Auge im siedenden Kessel im Reigen schwingen, kommt es uns unwillkürlich in den Sinn, daß man außer Fastenknödeln auch noch geselchte Fleischknödel, sowie Leberknödel machen kann, wenn man's nämlich zu einer Rehleber bringt, und da wir als richtige Jäger auch kochen können und nicht immer eine Kindsmagd brauchen, so wissen wir auch sofort, daß wir dazu ein Büscherl „Maigram" (Majoran), sowie ein „Trumm Bauerng'selcht's" mitzunehmen haben. Also hinein damit in den Rucksack. — Eben naht die Hausfrau mit einem frischgebackenen Gugelhupf. Wir stecken ihn samt dem Blechmodel in den Rucksack, damit er beim Aufstieg nicht so zusammengedrückt wird und nicht schließlich wie ein Bierfilzl aussieht; ein Pfund gedörrte Zwetschken kommt auch dazu hinein, damit wir uns auf der Hütten einen Zwetschkentauch dazu machen können, und nun umarmen wir gerührt die Burgl, unsere Hausfrau, ob ihrer liebevollen Vorsorge für unser leibliches Wohl

auch in unserer Abwesenheit, damit sie sieht, daß wir einen Anstand haben.

Lieber Leser, Du wirst vielleicht denken bei all diesen Vorbereitungen, daß wir, wie man im schönen Bayerlande sagt, ein „Freßsack" seien, aber schau, da tust Du uns bitter unrecht, denn bei all dem Mitgeführten müssen wir noch immer von Knödeln und Schmarren und von Schmarren und Knödeln leben, und dann vergißt Du das Wichtigste im Leben des ehrlichen Jägersmenschen, das Getränk. Die Lösung dieses Problems macht auch uns schwere Sorgen, und während wir noch Gehörnsäge, den Tabaksbeutel mit Pfeife, das Paket „Schwedische" und ein paar Kerzen, um das Dunkel unserer Abende zu erhellen, in unseren Schnerfer wandern lassen, die Büchse mit Stiefelschmiere und das Schmierbürstel dazu stecken, das unsere Bergschuhe vor dem Steinhartwerden bewahren soll, schwankt unser Geist wie ein Schatten des Hades (mei' liaber Bua, dös is was Fades) zwischen der Wahl des Bacchus edler Gabe, die nach dem Dichterworte Balsam für's zerriss'ne Herz sein soll, und des Gambrinus bräunlichem Gerstensafte, den undankbare Nörgler nur zu oft mit dem Epitheton „Dividendenscheps" profanieren. Ha, diese Prasser, denen sogar der herrlichste Bilsenkrautextrakt mit der duftigsten Kletzenbrühe und dem süßesten bleihaltigen Glycerin nicht mehr gut genug ist, die sollten nur einmal durstig wie ein Kameel in der Sahara, in die einsame Berghütte nach stundenlanger Felswanderung im Sonnenbrand kommen, sie würden auch den miserabelsten Dividendenscheps mit wonniglichem Augenverdrehen wie einen Nektar schlürfen. Zur oben erwähnten Gehörnsäge kommt noch das Wiegemesser, damit wir aus dem Gehirn des mutmaßlich zu erlegenden Bockes eine delikate Hirnsuppe mit Bröckerln machen können, fein verwiegt, gleich dem Geselchten oder der Rehleber, zu den zu erwartenden Fleisch-, respektive Leberknödeln. Und somit haben wir die Fressalien und alles zu ihrer Verarbeitung Nötige, aber wie gesagt, der Durscht! Wir haben zwar zwei mächtige Faßeln im Keller, roten und weißen Spezial. Was

aber sind für mich und den Jäger, auf deren beider Schultern sich obige Traglast verteilt, ein paar Flaschen Wein, die wir vielleicht noch mitnehmen könnten, für eine so lange Zeit? Das heißt man nur die Gurgel frozzeln, wenn sie sich, die doch sonst allabendlich ein gehöriges Lackerl gewohnt ist, jetzt auf einmal mit einer homöopathischen Gabe des edlen Rebenblutes, wenn sie sich, sage, mit einem oder zwei lumpigen Glaseln begnügen soll. Nein, lieber gar nix, oder gleich was G'scheit's, denn diese armselige Sutzlerei an einem so kleinen Glasl ist doch die reinste Tierquälerei. Diese Erwägungen lassen uns das Mitnehmen von Wein oder Bier a priori als unpraktisch verwerfen und so entschließen wir uns denn zu einer Flasche Rum und einem Packl Tee, um uns Tee mit Rum, respektive Rum mit Tee zu bereiten. Ich bin eigentlich für das Teetrinken nicht recht eingenommen, denn das kommt mir immer mehr wie ein Getränk für ätherische Jungfrauen und lyrische Dichter vor, als wie eine Labung für einen richtigen Jägersmenschen, der doch was Solideres vertragen kann. Und dann habe ich auch schon bemerkt, daß man, wenn man starken Rum mit noch stärkerem Tee in halbwegs anständigen Quantitäten vertilgt, beim Steigen einen Knieschnackler und beim Kugelschießen einen elendigen Wackler bekommt, da das Zeug verdammt in die Nerven geht, wenn man's etwas stärker braut; ein Spülwasser mögen wir aber nicht. Also auch das Höllengift ist im Rucksack. Nun kommt noch oben darauf ein Sack mit einer Kette und Vorhängschlößchen, dann auf der Hütte, die auch von Touristen rc. besucht wird, die ja nicht wissen könnten, daß der vorhandene Proviant, wenn wir nicht da sind, unser Privateigentum ist, sondern ihn für den Hüttenproviant ansehen und aufbrauchen könnten, kommt der ganze Proviant in den Sack, die Kette wird oben herumgeschlungen, mit dem Schlößchen abgesperrt und ein eingesteckter Papierstreifen signalisiert den Kommenden den Sack mit Inhalt als „Eigentum des Jägers", womit alles in Ordnung. — Siehst Du, lieber Leser, so viel Arbeit macht nur das Packen des Ruckſackes allein und doch

haben wir, wie Du siehst, nur das Allernotwendigste. Wenn Du aber die geschilderte Packweise befolgen willst, so bist Du ausgerüstet für alle Fälle. Wir haben es oft erprobt.

Nun, da für des Leibes Atzung gesorgt, geht es an die Ausrüstung. Drilling, Hirschfänger und Revolver werden umgehangen, letztere beiden vorzügliche „Besänftigungsmittel“ für die in diesem Reviere nicht durch Abwesenheit glänzenden „Lumpen“, deren man bei vierzehntägigem Aufenthalte mit St. Huberti Hilfe leicht einen eräugen kann. Das Jagdmesser, das so zu allen möglichen häuslichen Verrichtungen dient und daher meist nichts schneidet, wird frisch geschliffen, das scharfe „Spektivi“ rein geputzt, die Kugel- und Schrotpatronen in einem Säckchen noch in den Schnerfer gesteckt, der abschraubbare Wischer mit Werg und Eurol nicht vergessen und schließlich kommt obenauf als Schluß der Vorstellung in den immer dickbäuchiger werdenden Rucksack die Reservewäsche, ein Paar Hemden und Strümpfe, denn, wenn man schweißtriefend von einem beschwerlichen Aufstiege auf einen zugigen Grat hinaufkommt und dort vielleicht ein paar Stunden auf dem Auslug auszuhalten hat, dann ist nichts ratsamer, als an einem möglichst windgeschützten Plätzchen mit affenartiger Geschwindigkeit das nasse Hemd durch ein trockenes zu ersetzen, denn gerade dadurch werden die meisten Krankheiten erzeugt, daß man sich nach starkem Schwitzen der Zugluft aussetzt. Das beherzige derjenige wohl, der zur Hochgebirgsjagd auszieht, und dann, was für ein Hochgefühl ist es schon, nach starkem Transpirieren in frische trockene Wäsche zu kommen. Man ist wie neugeboren. Das Gleiche ist es auch, wenn einen etwa ein Hochgewitter bis auf die Knochen gewaschen hat. Nun wird noch der starke Stahlpickel, der einem, nebenbei bemerkt, auf steilen Graslahnern, auf Geröllhalden und in Karen viel bessere Dienste tut, als der Bergstock, der nur beim Abwärtssteigen wegen seiner größeren Länge dem Pickel vorzuziehen ist, zur Hand genommen und nun geht's zum Aufbruch, der „Waldl“ wedelt ganz frenetisch mit der Rute und wird an die Leine genommen, wir verabschieden uns von

der Hausfrau, die uns noch ein Abschiedsviertel Roten unter die roten Nasen hält und der wir noch einmal auf die Seele binden, uns ja nicht mit dem alle drei Tage nachzusendenden Proviant und der Post zu vergessen, und dahin geht's, wie ein paar Hausierer, die dick angeschoppten Rucksäcke mit den durchgezogenen Wettermänteln auf dem ohnehin schon schwer sündenbeladenen Buckel.

Fünf Minuten von unserem stolzen „Saufenstein", wie der Volksmund „anzüglich" unser Jägerheim benennt, entfernt beginnt schon der Aufstieg über den „Ochsenbrünndlsteig" durchs obere Holz gegen den Alpelgrat. Da liegt uns zur Rechten der stolze Hocheder in duftiges Blau gehüllt, an den sich in langer Kette die Silzer und Haiminger Berge reihen. Zu unseren Füßen liegen, winzig anzuschauen, wie Kripplein, die Dörfer Wildermieming, Bärwies, und wenn wir uns schauend und staunend rückwärts wenden und den Blick das Oberinntal hinaufschweifen lassen, so bildet der grüne Rücken des lärchenbestandenen Grünberges, die massigen Formen des Simmering und die Nassereuther Berge einen herrlichen Abschluß des Tales, aus dem drüben beim Grünberg der Inn wie ein Silberband heraufblitzt, um sodann hinterm Achberg zu verschwinden, und uns erst, wenn wir uns wieder nach vorwärts kehren, bei Telfs als ein lange sich schlängelndes, blitzendes Band, wie von geschmolzenem Metall, wieder vor's Auge tritt, seinen Lauf durch's Unterinntal nehmend und den Fuß der steil abfallenden Martinswand bei Zierl noch bespülend. Vor uns aber ragt das gewaltige Felsmassiv der Hohen Munde bis zu einer Höhe von 2594 m auf, kahles, in der Morgensonne weiß schimmerndes Gestein, das gleichwohl der Gazelle unserer Alpen, der munteren Gemse, willkommene Einstände und in ihren tieferen Lagen Ruhe- und Aesungsplätze bietet.

Nach etwa einstündigem Steigen ist der Alpelgrat erreicht, der uns, links umgangen, den Blick in das entzückende Alpeltal öffnet. Nun ragt die Hohe Munde uns zur Seite in greifbarer Nähe auf, daran reiht sich, den Uebergang ins Gaistal bildend,

die Niedere Munde von dichten Latschen bedeckt und daneben blicken wieder der kahle Karkopf, die Hochwand mit der unter ihr senkrecht abfallenden Totenwand mit ihrem kahlen Felsgestein fast drohend auf uns herab, im Hintergrund ragt der Hochplattig mit seinem wildgezackten Grate, das verwitterte Geröll seiner Kare herabsendend in das „rauhe Tal", das nicht umsonst seinen Namen trägt, denn das Geschiebe, die Riesenblöcke, das Wurzelwerk und die entrindeten, verschlissenen Baumstämme, die das Gewirr des Alpelwildbaches bilden, geben ein chaotisches Bild der Wirkung des Titanenkampfes der entfesselten Elemente, wie er schon jahrhundertelang das weltverlassene Tal durchtobt. Zu unserer Linken die Wände und Halden des Brunwaldkopfes und dort am Hinterecken das Alpelhaus, das Ziel unserer heutigen Wanderung, das uns für einige Zeit zum trauten Waidmannsheim werden soll. Der Anblick des Wanderzieles belebt neu, und das Geröll knirscht unter den derbgenagelten Bergschuhen beim rüstigen Steigen. Bald ist das 1500 m hoch liegende Alpelhaus erreicht und der Schlüssel öffnet uns den gemütlichen Raum. Nun wird ausgepackt, frisch angezogen, der Waldl bekommt ein „Wasserl", da er bereits die Zunge eine halbe Elle lang aus dem Fang heraushängt, der Proviant wird ausgepackt und geordnet, der Jäger eilt mit den zwei Wasserkübeln zum Alpelbach hinunter ums Wasser, während ich mit Säge und Beil das nötige Holz zum Kochen kleinmache, von dem die letzten Besucher des Hauses nicht viel übrig gelassen haben. Aber an Holz ist kein Mangel. Die Lahn (Lawine), die vor etwa sechs oder sieben Jahren niedergegangen ist und das halbe Alpelhaus mitgenommen hat, hat dafür gesorgt, daß gleich unterm Abhang vor der Türe der Hütte ausgerissene Wurzelstöcke, geknickte Stämme und wirr durcheinander geworfenes Astwerk, das von Wind und Wetter entrindet und gebleicht, gleich Totengebeinen wie anklagend gen Himmel ragt, den leicht zu beschaffenden nötigen Vorrat liefern.

Das Alpelhaus, von welchem die Aufstiege zur Hochwand und oberen Platte zum Hochplattig, sowie die Uebergänge über den

Niedermundesattel und das Alpelschartl ins Gaistal bewerkstelligt werden können, wurde Mitte der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, etwa 1865, von einem reichen Wildermieminger Bauern, Mathias Seng, erbaut und diente ihm, der auch ein sehr eifriger Jäger war, oft lange zum Jagdaufenthalte in der Bergeinsamkeit. Zur Feier der Eröffnung des Hauses hat Seng sogar ein Scheibenschießen gegeben und eine Kegelbahn bauen lassen, deren Spuren heute noch sichtbar sind. Nach dem Tode Sengs ging das Alpenhaus legatarisch an die Gemeinde Untermieming über, die es 1882 an die Gemeinde Telfs veräußerte und von dieser wieder erwarb im Jahre 1900 die Sektion München des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines das Haus als Unterkunft für Touristen. Das auf einem aussichtsreichen Hügel gelegene Haus gewährt einen reizenden Ausblick gegen das Inntal mit Hoher Munde, Solstein und Martinswand, Patscherkofl und die Hochedergruppe.

Also, da wären wir. Um den Hackstock vor der Türe liegt bereits ein großer Haufen Holz, der Jäger kommt auch pustend mit den Wasserkübeln herauf vom Bach, Hunger haben wir alle Beide wie die Wölfe, daher gehe ich mit Windeseile ans Kochen. Zeit haben wir nicht viel, daher muß es heute ein Schmarren tun. Also Mehl in die Schüssel, auf jedes Ei einen kleinen Kochlöffel voll, sechs Eier, mithin sechs Kochlöffel Mehl, das Mehl gesalzen, mit Wasser zu einem dicken Brei angerührt, denn wenn man keine Milch hat, tut es das Wasser auch, dann die Eier hineingeschlagen, alles gut verrührt, jetzt die eiserne Pfanne mit reichlich Schmalz aufs Feuer, das Schmalz recht heiß werden lassen und jetzt den angerührten Schmarrenteig hinein, das es nur so praschelt. Das Ganze lassen wir zu einem Kuchen werden, damit es auf der unteren Seite Farbe bekommt, drehen den Kuchen dann um, daß er auf der bisher oberen, jetzt unteren Seite auch schön braun wird und dann wird der Kuchen mit dem Nudelscheerer zu kleinen Bröckerln zerstochen, diese fleißig umgewendet, damit sie auf allen Seiten Farbe bekommen und

dann kriegt jeder seinen Teller voll, und wenn man recht leckermäulig ist, kann man auf den goldgelb gekrusteten Schmarren auch noch gestoßenen Zucker streuen. Das, lieber Leser, ist ein Jägerschmarren auf der Hütten, wie ihn jederman essen kann. Man macht ihn auch nur von Mehl, Salz und Wasser, also ohne Eier, das ist aber kein rechter Genuß. Merk Dir, lieber Leser, das einfache Rezept, und wenn Du einmal auf die Hütte kommst, so mach es nach. Nach dem Abspülen und Zusammenräumen der Hütte gehts unter die Totenwand hinauf, über den Hochbrandboden und Hintereckengrat in die Karkopfseite im langsamen Birschschritt, auf den häufigen Spähraſten arbeiten die Fernrohre, da und dort stehen Gams, aber nach denen steht heute nicht unser Sinn, denn die lassen wir leben, bis es im November richtige Bartböcke geworden sind, während heute das Ziel unserer Sehnsucht Rehbock heißt. Es geht gegen Abend, aber noch haben wir nur „Geisenheimer" aber noch keinen „Bocksbeutel" gesehen. Wohl aber uns der Wahrheit erinnernd, daß die Liebe jedes Individuums generis masculini Verderben ist, probieren wir es mit dem Blatten und gar nicht lange dauerts, da sehe ich schon auf der gegenüberliegenden Berglehne was Rotes. Spektivi raus. Aha, a Bock is's! Und wieder erschallt das Locken der Sirene, nicht mit dem Blatter, sondern mit dem bloßen Mund gemacht, das ist viel natürlicher, wenn es auch nicht so weit tönt. Jedenfalls aber tönt es so weit wie das natürliche Fiepen der Gais. Und sie da, Urian kommt schon wie eine Schlange die Zundern herunter, da und dort verhoffend, scharf windend und äugend. Leider aber geht der Wind nie über den Graben hinüber, sondern nur in demselben auf und ab, also ist's mit dem Verwinden nichts, und für das Eräugen sind unsere steinerne Ruhe und die uns deckenden dichten Zundern (Latschen) gut. Auf ein paar Schritte steht er schließlich da, nur die Halsung mit dem Haupte aus den Latschen erhebend. Aber das Korn sitzt auf dem Halse, jetzt berührt der Finger den Abzug ...... bim! Ein Kugelversager. Der Bock kennt sich noch nicht aus, denn wir haben ausgezeichneten Wind,

er macht nur ein paar verlorene Fluchten und äugt dann wieder zurück. Im Anschlag ziehe ich nochmals den Hahn auf, es versagt wieder. Glück muß der Mensch haben. Jetzt hat der Bock genug und empfiehlt sich schimpfend. Wenn man gerecht sein will, kann man es ihm eigentlich nicht für übel nehmen. Es folgen: Berserkerwut, eine kleine Flucherei, die ein paar Tausend Jahrln Fegfeuer kosten kann, wenns einmal zum Abschiefern geht und dann gehts heim und die Versagerwut wird in der Lethe dieses irdischen Jammertales in Gestalt von höllisch „steifem" Grog ersäuft. Na, der erste Tag geht schon gut an. Nachdem wir am Abend mit betrübten Gesichtern, eine Schüssel Brennsuppe mit Kartoffeln hinuntergewürgt haben, sitzen wir beim heißen Grog, und des Jägers Zunge löst sich zu den unglaublichsten Geschichten. Er lügt mich an, daß ich alle Farben spiele wie ein Chamäleon, aber ich glaube grundsätzlich alles baumfest, selbst auf die Gefahr hin, daß er mich für einen Heuochsen hält, denn da ich auch schon für die Firma Lugenschüppel & Co. gereist bin, weiß ich aus Erfahrung, daß man niemanden mehr vergrämen kann, als wenn man ihm seine Erzählungen nicht glaubt. Unterhaltlich ist's ja doch zu hören, obs wahr ist oder nicht.

Endlich gehen wir zur Ruhe. Ruhe ist eigentlich hier ein imaginärer Begriff. Die erste Nacht auf der Hütte ist etwas Ungewohntes, die Matratzen, die ja eigentlich ganz annehmbar sind, kommen einem wie Steinfließen vor, man hört jede Maus, die sich an den langentbehrten Resten unserer Mahlzeit labt, dazu heult auch noch ein Orkan ums Hüttel, wie wenn Poseidon der Gott des Meeres, selbst seine Windschläuche quetschte, ich brüllte zwar im Halbschlafe »Quos ego!«, aber die Winde kümmern sich nicht darum, da ich eben nicht ihr Herr und Meister, der Herr Poseidon selig, bin, und sie heulen und wimmern im Kamin fort, wie wenn man ein Dutzend Kater in die ehrenwerten Schwänze zwickte, oder sie der Liebe süße Regungen ihren Schönen in süß verlangenden Tönen kundgeben.

Aber auch diese Nacht vergeht und der Morgen bricht an.

Ich erhebe mich vom Strohsack mit einem Gefühl, wie es ungefähr diejenigen empfunden haben mögen, die in der so oft betrauerten „guten alten Zeit" der Spitzwürfel aus der Folterkammer ausgelassen hat. Aber da giebts keine Würsteln, nach einigen turnerischen Uebungen, die ungefähr so ausgesehen haben mögen, wie die Hupfversuche eines eben der Mistlache entronnenen Heuschrecken, ist das Knochengerüst wieder so ziemlich in Ordnung und hinaus geht es in den dämmernden feuchtkühlen Morgen. Mit vollen Zügen atmet die Brust die herrlich erfrischende Morgenluft, und schweigend Grau in Grau mit ihren ragenden Felswänden anzuschauen, umstehen uns die Berge, das Rauschen des Bergbaches klingt gedämpft aus der Tiefe herauf und im dämmerigen Morgengrauen sieht sich die Szenerie an, wie eine Landschaft der Unterwelt mit den schwebenden Schatten der abgeschiedenen Geister. Aber ich reiße mich aus dem bewundernden Schauen und Träumen zu realerem Tun, und fort geht es auf die Morgenbirsch. Hierbei ist nun, noch viel mehr wie im Flachlande, im Hochgebirge die Hauptsache die genaue Beachtung des Windes. Etwa bestimmte Direktiven darüber zu geben, ist natürlich unmöglich, doch lassen sich fürs Hochgebirge im allgemeinen folgende Winke über die zu beachtenden Punkte betreffs Windrichtung geben, und will ich diese Punkte zu Nutz und Frommen aller, denen es vergönnt ist, im Hochgebirge einmal zu jagen, in folgende Verse zusammenfassen:

Wenn ist im Berg das Wetter schön
Der Wind wird auch konstanter geh'n,
Indes bei schlechtem, das ist dumm,
Er jeden Augenblick springt um.
Bei gutem Wetter streicht der Wind
Morgens bergab, so lange sind
Die Hänge, Halden, noch im **Schatten,**
Doch wenn die **Sonn'** bescheint die Matten,
Streicht **aufwärts er bis gegen Abend**
Mit leisem Fächeln, frisch und labend.
Doch wenn die **Abend**schatten ziehen,
Im Abendgold die Firne glühen,

Dann streicht er wieder allemal
Vom Grat **herab** direkt zu Tal.
Der Wind geht nie, was uns auch lieber,
Quer über einen Graben 'nüber,
Sondern er wird, das ist recht schön,
D'rin aufwärts oder abwärts geh'n.

Das, lieber Leser, beachte wohl, wenn Du einmal zur Jagd in die Berge kommst. Dieser Regeln eingedenk, habe ich mich denn auch am unteren Ende einer Steinreiße angesetzt, längs welcher gerne Rehe wechseln. Es dauerte denn auch nicht lange, da erschien etwa 300 Schritte oben ein roter Fleck und das Glas zeigte auf „Bock". Da der Bock nicht gegen mich wechselte, begann ich ihn anzufiepen, worauf er aber nicht recht reagierte, sondern nur herunteräugte und mit den Vorderläufen stampfte. Erst das folgende Angstgeschrei brachte ihn herunter und diesmal ging merkwürdigerweise sogar mein Schießprügel los und der Liebesheiße und Rachedürstende büßte seine Eifersucht mit dem Leben. Bald ist er aufgebrochen, ihm der „letzte Bissen" gereicht und nun geht es, den guten Sechser im Rucksack, der Hütte zu. Die ganze Frühbirsch, die sich doch immer gegen drei Stunden hinzog, hatte in uns das Gefühl des Hungers wachgerufen, das man vulgär mit dem Namen „Kohldampf" bezeichnet, daher gab es, als wir die Hütte erreicht hatten, erstens einmal zum „Neunerln", wie man volkstümlich das Vormittagsfrühstück nennt, die bekannten „sauren Nierndeln". Um dieses herrliche Gericht zu bereiten, lieber Leser, schneide die Nieren, nachdem sie abgehäutet und gewaschen, recht fein, besprenge sie mit Essig und, wenn Du Wein hast, auch mit Wein und pfeffere sie gehörig. Dann schneide Zwiebel haarfein, lasse sie in Schmalz hellgelb werden, gebe die Nieren hinzu, lasse sie etwas dämpfen, staube sie dann mit etwas Mehl, fülle das Ganze mit Wasser auf, daß es etwas Sauce gibt, gebe Liebigs Fleischextrakt und Maggis Suppenwürze hinzu und salze erst vor dem Anrichten, denn sonst werden die Nieren hart. Probatum est! Nach vollbrachtem „Neunerln" ging es an

das Aufräumen der Hütte vom gestrigen Abend, Aufbetten, Zusammenkehren, frisches Holz machen, Wassertragen, in welche Arbeit wir uns teilten, denn ich für meine Person gehe einmal von der Ansicht aus, daß mir keine Perle von der Krone fällt, wenn ich auch gehörig schanze und nicht alles in „nobler Zurückhaltung" dem Jäger überlasse und einen faden Kerl mache, und dann schritt ich zum feierlichsten Moment des Tages, zur Bereitung der „Lungl mit Knödel". Lunge und Herz des Bockes werden in heißem Wasser geschwellt, bis sie eine ziemlich harte Konsistenz angenommen haben, denn sonst kann man sie nicht schneiden. Das Schwellen geschieht am besten in starkem Salzwasser. Hernach läßt man sie in kaltem Wasser abkühlen, schneidet sie in Blätter und diese, sie zusammenlegend, wieder in Streifen, wie dicke Schnittnudeln. Diese werden in einem Drittel Essig und zwei Dritteln Wasser mit Salz, Pfeffer, ein paar Lorbeerblättern und feingeschnittenen Zwiebeln eingebeizt und sollten besser ein paar Tage stehen, ehe man sie hernimmt. Am ersten Tage wird nämlich die Rehlunge gerne hart und schwarz, aber ein hungriger Jägersmagen ist eben nicht so heiklig. Zum Kochen wird Schmalz heiß gemacht, etwas Mehl darin gelb anlaufen gelassen, mit der Beize der Lunge aufgefüllt, die Lunge beigegeben, Liebigs Extrakt und Maggis Suppenwürze hinzugetan und das Ganze eine halbe Stunde gekocht, was einen ganz ausgezeichneten Fraß zu den Knödeln abgibt. Zu diesen selbst schneide etwa vier Semmeln mit dem Knicker recht fein in Blätter, salze und pfeffere das Brot, gebe einen guten Kochlöffel Mehl hinzu, was notwendig ist, wenn man keine Milch hat, da die Knödel sonst leicht zerfahren, kleppere zwei Eier mit samt dem Klar und einen Quart Wasser, auch weniger, wenn das Brot noch nicht recht altgebacken ist, ab, gebe die Flüssigkeit an die Brotmasse und arbeite mit dem Kochlöffel den Teig gut durcheinander. Mit Wasser statt Milch angerührt, werden die Knödel flockiger, auch hat man auf der Hütte wohl selten Milch, also merke Dir das, lieber Leser, zur späteren praktischen Ausführung. Jetzt schneide Zwiebel haarfein, lasse sie

in heißem Schmalz braun werden und gebe Schmalz und Zwiebel an die Knödelmasse, alles wieder gut durchknetend. Wenn der Teig eine mollige, sich ziehende Beschaffenheit angenommen hat, d. h. auf gut Deutsch, daß alles gut „vermatscht" ist, schlage die Knödeln in gut kochendes, stark gesalzenes Wasser ein und lasse sie eine Viertelstunde kochen. Dann, mein Freund, hast Du Lunge mit Knödel auf der Hütten, merk Dir das. Ich habe diese Rezepte deshalb so genau angeführt, da ich sie selber schon hundertmal bereitet habe und da ich glaube, daß sie Manchem von praktischem Nutzen sein werden.

Wir hatten den Aufbruch des Bockes wieder von der Aufbruchstelle geholt und ihn etwa 150 Schritte von der Hütte in den Zundern aufgeworfen und siehe da, dieses „Luder"*) im Verein mit den Küchenabfällen, wie Suppenreste und vielleicht auch die Reste von Zwetschkenkompot, das wir vor die Türe warfen, kirrte ganz merkwürdig die Füchse an, von welchen wir auch noch einen vor dem treibenden auf die Spur gelegten Dackel schoßen. So war es einige Tage fortgegangen, da ging uns nicht nur der Proviant aus, sondern auch der erwartete Träger blieb aus. Wir hockten auf einem Aussichtspunkt vor der Hütte, wie aufgeblockte Raubvögel auf Beute spähend oder wie Raubritter auf den Burgen lauernd und siehe da, da nahte sich ein Tourist. Er wurde geplündert, d. h. er war ein barmherziger Samariter und gab uns aus eigenem Antrieb ein Riesentrumm alten Schweizerkäse, ein altgebackenes Laibl, etwas Speck und ein „Kuhmunderl" voll Schnaps, ja noch mehr, er gab uns auch Tabak, dessen Mangel wir schon so hart empfunden hatten, daß wir nahe daran waren, gedörrte Kartoffelschalen zu rauchen. Ehre sei dem Edlen! Am Morgen hatten wir vor lauter Hunger schon eine Schüssel voll Schnecken gegessen, für welches grünelnd, schmeckende, ekelhafte Zeug ich mich aber höflichst bedanke. Endlich kam der Träger, den wir uns schon vorgenommen hatten

*) Aas.

durchzuhauen, der aber, diese löbliche Absicht vielleicht instinktiv ahnend, wieder abschob, ehe wir mit dem Durchwühlen und Kosten des mitgebrachten Proviants fertig waren. Da, o Himmelswonne, am Grunde des Rucksackes befand sich eine Riesenflasche Rum! Wir vertieften uns derartig in dieselbe, daß wir bis gegen drei Uhr nachmittags, als Lunge mit Knödel längst den Weg alles Fleisches gegangen waren, das Nahen eines furchtbaren Gewitters nicht mehr bemerkten, das plötzlich mit elementarer Gewalt losbrach. Der schaurig-schöne Kampf der Elemente, das Heulen des Orkans, das Krachen des Donners, das wasserfallähnliche Brausen des wolkenbruchartig niedergehenden Regens, das sich Ballen und Zerreißen des rabenschwarzen drohenden Gewölkes, das zu kochen und zu wogen schien, wie in einem Hexenkessel, das sich um die Grate und Scharten legte, daß diese wie Höllentore erschienen, all das machte einen erhabenen und ernüchternden Eindruck. Als das Toben vergangen und dem gleichmäßigen, einschläfernden Rauschen des Regens Platz gemacht hatte, womit auch meine poetische Stimmung verflogen war, leistete ich mir das folgende sehr prosaische Akrostichon, dessen erste Buchstaben jeder Verszeile von oben nach unten gelesen, wie Du, verehrter Leser siehst, das Wort „Alpelhaus“ ergeben:

Auf einem Hügel ganz verdrossen
Liegt so ein Häusel schlecht gebaut,
Platzregen kommt herabgeflossen,
Es pritschelt rings, daß einem graut.
Laßt, Dichterlinge, heim euch geigen
Hin in das Pfefferland weit fort;
Auf einer solchen Hütte schweigen
Und zähneklappernd Trübsal geigen,
Söll waar m'r decht' der letzte Sport.

Damit Du, lieber Leser, aber siehst, daß ich auch „poetischer“ Regungen fähig bin und Du mich nicht etwa ganz mit Unrecht für poesielos ansprichst, will ich Dir hier gleich noch ein anderes Akrostichon „Alpelhaus“ auftischen, das ich für das Fremdenbuch

des Hauses verbrach, das von Poesie rein „tropft“ und das doch fast eigentlich geradeso klingt wie das „prosaische“:

Auf einem Hügel bergumschlossen
Liegt ein gar kleines Hüttlein traut,
Prallwände poesieumflossen
Es rings bedrän'n, hoch aufgebaut.
Laß mich, o Hüttlein, zu dir neigen
Hier mich mit warmem Abschiedswort:
Aus deiner Bergwelt hehrem Schweigen
Und deiner Mondnacht Elfenreigen
Sei die Erinnerung mein Hort!

Sixt es, dös is was anderschts! Wohl mußt Du berücksichtigen, lieber Leser, daß der letzte Erguß in dem Momente des Abschiednehmens von der Hütte erfolgte, wo der Mensch doch immer elegisch gestimmt ist. Wie elegisch wird man zum Beispiel nur, wenn man in der Früh um zwei Uhr vom Wirtshaus Abschied nimmt. Wie oft weint man da noch eine „Abschiedsträne“ im Stehen um 24 Pfennig, bis man mit dem bekannten „Polizei, meine Herrn“ moralisch hinausgeworfen wird.

Und so zogen denn auch wir wieder hinaus aus dem stillen Berghüttlein in unsere heimischen Gefilde und aßen, dort angekommen, der Hausfrau eine ganze Schüssel Schmalznudeln weg. Rührend war auch nach fast vierzehntägiger Abwesenheit das Wiedersehen mit unseren lang entbehrten Weinfasseln, so rührend, daß um die mitternächtige Geisterstunde die keusche Luna .... ihr Haupt verhüllte. Das war das Ende des Hüttenlebens im Hochgebirge.

Marterln und Inschriften.

Wenn Du einmal, lieber Leser, in die schönen bayerischen oder österreichischen Berge kommst, so versäume ja nicht, Dir die „Marterln" und „Bildstöckeln" anzuschauen, wie man die an irgend einer Unglücksstelle für einen daselbst Verunglückten errichteten Gedenktafeln im Volksmunde heißt. Du findest diese Marterln sowohl an den großen Landstraßen, wie auf den einsamsten Waldwegen und Steigeln im Berge, je nachdem es sich eben um einen verunglückten Fuhrknecht oder einen von Wildererhand erschossenen Jäger, oder auch um einen von hoher Wand abgesausten Wilddieb handelt. Diese Marterln zeigen meist die miserabel ausgeführte Abbildung des betreffenden Unglücks mit einer erklärenden Inschrift und darüber wirst Du in den meisten Fällen die „Arme Seele" des Verunglückten im Fegfeuer erblicken, die vor Schmerz über die ungemütliche Schmorerei oder vielleicht auch aus Durst, — bei einer armen Jägerseele dürfte vielleicht letzteres eher angenommen werden, — die Zunge ellenlang herausschlägt und mit ausgekegelten Augäpfeln hilfeflehend zum Himmel emporblickt, welcher bejammernswerte Anblick dazu dient, dem gläubigen Wanderer ein paar Vaterunser für die arme Seele im Fegfeuer herauszupressen. Aber auch sonst finden sich im Oberland an sehr vielen Häusern Inschriften, die es sich verlohnt, anzusehen. Vielleicht kann es Dich, lieber Leser, ein wenig unterhalten, mir im folgenden

auf einem Gange durch die Alpenwelt zu folgen und Dich mit mir nach solchen Marterln und Inschriften umzuschauen, die uns durch ihren Inhalt interessieren können.

Wenn wir da das schöne Schnalsertal in Tirol durchwandern, so sehen wir am Karthause ein gar eigentümliches Gemälde. Es ist der gute Abraham selig, der bekanntermaßen seine Vaterliebe so weit verleugnete, daß er dem lieben Gott sogar seinen geliebten Sohn Isaak opfern wollte. Das Abstechen oder Totschlagen scheint nun der fühlenden Seele des bäuerlichen Künstlers, der das Bild fabriziert hat, doch gar zu gemein und lackelhaft für den alten Abraham gewesen zu sein, denn er hat, ohne sich um den kleinen Anachronismus in der Geschichte der Entwicklung der Waffentechnik zu kümmern, dem guten Abraham zur Ausführung seiner Opfertat eine alte Steinfeuerpistole in die Hand gegeben, resp. gemalt, mit der dieser Rabenvater den armen Isaak abmurksen will. Da zeigt sich aber im rechten Augenblick die ewige Barmherzigkeit, denn in den Wolken sieht man einen Engel, welcher einen Wasserstrahl auf die Zündpfanne der Pistole herunterspritzt, damit sie nicht losgeht. Darunter ist zu lesen:

„O Abraham, — 's ist All's umsunst,
„Weil dir der Engel auf d'Zündpfann br . . . .“

Aesthetische Rücksichten hindern mich, das Wort br . . . . ganz auszuschreiben, damit ich nicht etwa heinzegesetzlich eingelocht werde, doch muß ich es den verehrten Lesern überlassen, sich einfach den Reim auf „umsunst“ zu machen. Im übrigen meine ich, dürfen wir ungeniert auch hier das fragliche Verslein rezitieren, nachdem es doch einmal öffentlich an einem Hause im Schnalsertale steht.

Wenn wir aus dem schönen Gaistal in seiner herrlichen Weltabgeschiedenheit und mit seinem Gamsreichtum durch Oberleutasch, der rauschenden Leutascher Ache folgend, in die Unterleutasch kommen und daselbst am Hause des Bruckenwirts die freundliche Einladung finden:

6*

„Ich heiß Andreas Reindl,
„Hab gar ein gutes Weindl
„Und a koa schlechtes Bier:
„Ob d' einer gehst zu mir!"

wie könnten wir es da mit unsern durstigen Kehlen übers Herz bringen, spröde weiterzupilgern, ohne uns das gute Weindl des Herrn Reindl zu Gemüte geführt zu haben?

Was für eine Malefizgeschichte es mit so einer Teufels-Lawine in den Bergen ist, das sehen wir an dem traurigen Schicksal des sel. Forstjagers Angerer, von dessen tragischem Ende uns ein Marterl im Unterinntal bei Volderbad spricht und uns zum Schluß eine heilsame Lehre gibt. Wir lesen da:

„Leser! Steh still und bethe Gottes Vorsehung an! In dieser Schneelasin endete Joseph Angerer von Igls, der wackere Forschjager beim H. Lochan durch einen gewaltigen Sturz sein 33jähriges Leben den 11. Mai 1833. Vater unser. Ave Maria."

„Oft schneller endet sich das Leben,
„Als Gesundheit uns versprechen mag,
„Davon kann ich dir Zeugnis geben
„Getötet durch des Schneelasins Schlag.
„O Mensch bedenke immerzu
„Dein Leben geht dem Grabe zu.
„Und mit dem Leben gehst auch du
„Deinem Gott und Richter zu.
„Drum denke oft an Grab und Tod
„Und flieh die Sünd und fürchte Gott.
„Drum denke oft an Tod und Grab,
„Befleiß dich fromm zu leben
„Dann holen dich einst Engel ab
„Zu einem bessern Leben.
„Seine Seele ruhe in Frieden."

Ja, so eine „Lasin" und so eine Orthographie, das ist was!

Mit der den Jägern leider angeborenen Erbsünde des großen Durstes scheint auch der Pfeierer Jackele behaftet gewesen zu sein, dessen Wiege im schönen Sarntale stand, denn wir lesen auf seinem Grabstein dortselbst:

„Hier ruht der Pfeierer Jackele,
„Er trank gar oft ein Fraggele,
„Gott gebe ihm die ewige Ruh
„Und ein Glasl Schnaps dazu!“

Mein Gott, von dem einzigen Stamperl Schnaps wird der arme Jackele aber kein „Fraggele“ kriegen, wie der landesübliche Ausdruck für ein kleines Räuschchen lautet, dazu brauchte der wackere Kämpe wahrscheinlich schon einen anständigen Schapfen voll des edlen Feuerwassers.

Das Großartigste auf dem Gebiete der sogenannten dichterischen Freiheit hat jedenfalls der Verfasser einer Grabinschrift geleistet, der einen Jägersmann, der den Jägertod gestorben ist, vollständig umgetauft hat. Doch wir können ihm verzeihen, da er so wahrheitsliebend ist, es selber einzugestehen und sich damit entschuldigt, daß er eben dabei der Not gehorchte, nicht dem eignen Triebe, da sonst das schöne Versl nicht geklappt hätte. Wenn wir aus dem wunderschönen Berchtesgadener Ländchen ins Oesterreichische nach Hallein kommen, da sehen wir auf einem Jägergrabe:

„Hier liegt der Förster Rupert Huß,
„Er starb an einem Büchsenschuß,
„Der auf der Jagd von Ohngefähr
„Ihn hat getroffen Folgenschwer.
„Zum Glück konnt man ihn noch verseh'n,
„Gott laß ihn fröhlich aufersteh'n!
„Ich nannt ihn oben Rupert Huß
„Doch hieß er in der Tat Franz Leim,
„Das aber paßte nicht zum Reim.
„Was hätt ich mit dem Leim gemacht?
„Wie hätt den Schuß ich angebracht?
„An dem er doch verschieden ist
„Als Jägersmann und guter Christ.“

Der Mensch muß sich zu helfen wissen! Im übrigen wünschen auch wir dem armen Leimfranzl fröhliche Urständ!

Ein Halunke ersten Ranges scheint der Wildschütz gewesen

zu sein, auf dessen Grabstein im Kaunsertal in den Oetztaler Alpen wir lesen:

„Hier liegt ein Wildschütz unverdrossen
„Hat er über 1300 Gemsen geschossen,
„Wie auch viel Füchs und Hasen
„Und vertut damit sein eigen Wasen.“

Da möchte man wirklich versucht werden, hinzuzufügen:

„Der Herr geb ihm die ewige Ruh
„Und täglich an Buckel voll Prügel dazu!“

Die „aufrichtige Freundschaft“ des Stegertoni zu seinem lieben Schwager Johann ist rührend. Im Lavanttal in Kärnten meldet uns ein Marterl: „Hier ruht der ehrsame Johann Missegger, auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager
Anton Steger.“

Scharfsinnige Menschen werden allerdings herausfinden, daß diesem Malefizmalerpinsel nach dem Worte „erschossen“ das lumpige kleinwinzige Beistrichlein im Pinsel geblieben ist und daß der gute Schwager Steger eben seinem geliebten Hansl das Marterl „aus aufrichtiger Freundschaft“ errichtet hat, während Gott weiß was für ein anderer unvorsichtiger Tropf den armen Johann erschossen hat.

Von aufrichtiger Trauer müssen die treuen Hundeherzen eines Jägers im Oberinntal bewegt gewesen sein, als man ihren Herrn zu Grabe trug, denn es heißt auf einem Marterl in der Nähe von Wörgl im Unterinntal, welches das Bild eines Jägers zeigt:

„Er wurde außer von seinen zahlreichen Hunden von einer Witwe und fünf unmündigen Kindern betrauert.“

Zum Schlusse sei noch einer für Jäger interessanten Aufschrift aus meiner bayrischen Heimat gedacht. — In der kleinen Wallfahrtskirche zu Maria Eich bei Planegg, zwei Stationen von München entfernt, befindet sich der gewaltige Stamm einer ur-

alten Eiche eingemauert und kann durch ein kleines Fensterchen noch heute geschaut werden. An dieser Eiche soll ein forcierter Hirsch todesmatt Schutz gesucht und das Erbarmen seiner Verfolger erweckt haben, wie uns die Aufschrift vom 12. Oktober 1775 sagt:

„Ein abgejagter Hirsch in seiner vollen Flucht
„Hat Schutz und Sicherheit an diesem Ort gesucht,
„Und was er hat gesucht,
„Das hat er auch gefunden,
„Die Jäger haben sich zu seinem Tod verbunden.
„Der Churfürst selber kommt und sieht das Schauspiel an,
„Er giebt dem Thiere schutz und wante seine Bahn,
„O Vater, welcher Preis muß deinen Namen zieren,
„Der beste kommt zu dir, bei Menschen und bei Thieren."

Noch heute erinnere ich mich der heiligen Schauer, die mich als Knabe, beim Anblick des Riesenstammes durch das kleine Fensterchen durchbebten, wenn ich mir sagte, daß vor so langer Zeit an der Stelle, wo mein Fuß jetzt haftete, der edle Geweihte gehetzt auf zitternden Läufen stand.

Der zerstreute Professor

oder: Die verwechselte Büchelsteinermaschine.

Der Herr Professor Gottlieb Friedreich Sittsam war „Jäger“ geworden, und zwar „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, wie der Dichter sagt, denn der eigene Trieb war ein viel zahmerer, als man ihn in der Brust eines Waidmannes voraussetzen darf. Der Herr Professor Gottlieb Friedreich Sittsam war vielmehr seiner Geschmacksrichtung nach ausschließlich der klassischen Wissenschaft zugetan, und der Moderduft eines alten, verstaubten Schmöckers, den er in irgend einem geheimen Archiv der Vergessenheit der Jahrhunderte entrissen, war ihm viel anheimelnder und ehrfurchtserweckender wegen seines achtunggebietenden Alters, als frischer Waldesduft und geisterhaftes Götterwort im weiten Waldesrauschen. Aber über die Geschmäcker ist nicht zu streiten, sagt ein altes lateinisches Sprichwort, das wir hier ausnahmsweise einmal deutsch wiedergeben wollen, um nicht gar zu gescheit herauszukommen. So aber bei dem ewigen Hocken und Büffeln hatte wohl das Herz des ehrenwerten Herrn Professors Gottlieb Friedreich Sittsam und mit diesem verknöcherten Gelehrtenherzen auch die irdische Hülle in ihrer ganzen Ausdehnung viel zu viel Fett aufgelegt und der Blasebalg des Herrn Professors keuchte infolge dieses Feistansatzes wie eine Lokomotive in den letzten Zügen schon bei der geringsten Anstrengung. Und

welche Anstrengung es bedeutet, einer Rotte Sauigel, will sagen einer Klasse Gymnasiasten, die Schönheiten der klassischen Literatur einzutrichtern, das wissen wir selbst am besten, die wir alle unsere verehrten Herren Professoren geärgert und aufgezwickt haben, so daß wir wohl einmal, wenn es am jüngsten Tage zum „Abschiefern" geht, schon für diese Lumpereien allein vom ewigen Richter ein paar Dutzend Jahrln Fegefeuer auf die schuldbeladenen Buckel gepelzt bekommen werden. Doch so weit sind wir Gott sei Dank noch nicht und kommt Zeit, kommt Rat. Also der Herr Professor Gottlieb Friedreich Sittsam war zu „feist" geworden, ergo, so kalkulierte er, ist es Zeit, sich zu „entfeisten". Diese Theorie ist allerdings auf den ersten Blick selbst für den verbohrtesten Mathematiker ohne jeden Beweis, also »eo ipso«, als wahr und richtig anzuerkennen, es fragt sich nur, wie man diese theoretisch als wahr anerkannte Tatsache in die praktische Wirklichkeit übersetzen kann, d. h. also auf gut Deutsch, wie man wirklich sich „entfeisten", d. h. magerer werden kann. Hiezu gibt es verschiedene Mittel, nämlich das Hungerleiden, wie ein Zigeunerhund, das Verschlingen von einigen Postkolli Schweizerpillen, das Trinken von einigen Hektolitern Bitterwasser, das Herumrennen wie der ewige Jude, das Radeln wie ein wahnsinniger Windhund, nach vollzogener letzter Oelung der Beitritt zu einem Bergsportverein, bei all' diesen sanitären Maßnahmen fragt es sich aber eben, ob Magen, Füße, Lunge ꝛc. die mit den betreffenden Entfeistungskuren verbundenen Strapazen aushalten, denn was nützt es praktischerweise, wenn man bei Genuß von Schweizerpilleu und Bitterwasser in Verbindung mit intensivem Hungerleiden zwar magerer wird, aber dafür die Abzehrung bekommt; wenn man bei Entfettung durch Dauermärsche oder Radeln zwar so dürr wird, wie ein verheirateter Spatz, aber dafür die Schwindsucht an den Hals bekommt; wenn man beim Bergsport zwar so ausgedürrt und klapperig sehnig wird, wie die altegyptische Mumie Ramses II., aber dafür eines schönen Tages wie ein geklopftes Wurstbrat zerbatzt an irgend einem idyllischen Platzl in erhabener

Bergeinsamkeit „aufgeschöpft“ wird? Nichts nützt all' das, das hat auch der Herr Professor eingesehen, und er hat sich daher, wie man es bei gebildeten Leuten nicht anders gewohnt ist, an einen Arzt gewandt. Dieser hat ihn mit Kennermiene lange und mit weisem Blicke gemustert, und hat ihm dann gesagt, er müsse Bewegung und wieder Bewegung in freier Luft haben, und hiezu eigne sich ganz besonders die Jagd.

Es ist ein altes Sprichwort und das heißt: „Mit Will'n sagen die Bauern, wenn's müssen“, und das bewahrheitete sich auch bei dem Herrn Professor Gottlieb Friedreich Sittsam, denn obwohl er nichts weniger als auch nur eine Spur von Neigung oder Verständnis für das Waidwerk verspürte, so vermochte doch der Selbsterhaltungstrieb so viel über ihn, der ärztlichen Anordnung zu folgen und in Gottes Namen Jäger zu werden, denn ohne allen Zweck und Plan draußen herumzulaufen, das erschien ihm doch noch reizloser, als wenigstens mit dem künstlichen Entfetten die Unterhaltung der Jagd zu verbinden, und Unterhaltung gewährt sie ja doch Jedermann, wenn er vielleicht auch ihre Reize nicht so zu würdigen weiß. Also kaufte sich der Herr Professor mit sauertöpfischer Miene einen Schießprügel, und was ein Sonntagsjäger sonst noch braucht, und dann ging er daran sich nach einer Jagdgelegenheit umzusehen. Er zählte zu diesem Zwecke die Häupter seiner lieben Schüler in der Klasse und siehe da, der infame Bengel und Faullenzer vom Herrn Kommerzienrat schien ihm das richtige Mittel zum Zwecke zu sein. Der Herr Kommerzienrat hatte nämlich, wie der Professor wußte, eine ganz schöne Jagd, noch dazu leicht von der Stadt aus erreichbar, das war also Wasser auf die Mühle des Herrn Gottlieb Friedreich Sittsam. Er behielt also eines schönen Tages den Kommerzienratssprößling nach der Klasse auf ein Wort da, dem es ob dieser Einladung schon erbärmlich grauste und teilte ihm herablassend mit, er sei unter die Jäger gegangen und würde es als eine ganz besondere Liebenswürdigkeit des Herrn Kommerzienrates betrachten, wenn derselbe ihm, dem Professor, sein

Jagdgebiet zum Begehen zur Verfügung stellen wollte. Der Junge, der für sich aus dieser Jagdfreundschaft seines Vaters und des gestrengen Professors manchen Vorteil für seine Faulheit und seine Zensuren ersprießen sah, rannte heim und fiel über den Alten her, ihm die frohe Mähr kündend. Und auch der Herr Kommerzienrat lächelte verschmitzt, denn auch vor seinem sehr kaufmännisch angelegten Geiste tauchte sofort die richtige Erkenntnis dessen auf, daß der „Jagdfreund“ seinen ungeratenen Rangen viel glimpflicher behandeln und ihn weniger schikanieren werde, als der unabhängige Professor. Also begab er sich gleich noch selbigen Nachmittag in die Wohnung des Professors und beeilte sich demselben mitzuteilen, wie sehr es ihn freue, den Herrn Professor als seinen lieben Jagdgast begrüßen zu dürfen, dem er nicht nur sein Revier, sondern auch den führenden Jäger, Hunde 2c. mit Vergnügen zur Verfügung stelle. Die neue Jagdfreundschaft war besiegelt, und der schlaue Herr Kommerzienrat verabschiedete sich zum Schluß bereits mit „Waidmannsheil“, was den Herrn Professor mit gerechtem Stolz über seine nunmehrige Zugehörigkeit zum Waidwerke erfüllte.

Und so ging es denn wirklich an und der führende junge Jagdgehilfe, den die Natur mit ganz besonders langen Beinen ausgerüstet hatte, hetzte den kleinen, dicken Professor aus „Gesundheitsrücksichten“ über die Felder, als sollte sich der würdige Herr zum Schnellläufer ausbilden. Keuchend, mit rot unterlaufener Nase, die jeden Augenblick zu platzen drohte, folgte der unglückliche Professor seinem schnellfüßigen Führer, jedesmal heftig erschreckend, wenn ein Hase aus süßer Mittagsruhe aus dem Lager fuhr oder gar mit rasselndem Geräusche eine Kette Hühner aufstand. In solchen Momenten freilich dachte der Herr Professor an alles Andere eher, als an's Schießen und starrte staunenden Auges dem auf flüchtigen Läufen enteilenden Lampe und den fern hinstreichenden Hühnern nach. Was half's, daß dabei der junge Jägerbursche mit höchster Anstrengung seiner gesunden Lungen brüllte: „Schiaßen S', Herr Professer!“, denn wenn

dieser auch wirklich rasch genug den Moment der Gunst St. Huberti erfaßt und demgemäß gehandelt hätte, so hätte es aus zweierlei Gründen meist doch nichts geholfen, denn einmal stand der Herr Professor Gottlieb Friedreich Sittsam mit der Treffsicherheit auf sehr gespanntem Fuße und dann vergaß er auch, über irgend ein wissenschaftliches Problem grübelnd, auf der Jagd meist das Laden. So lange der Herr Professor seine Jagdbegänge noch in Begleitung des Jägers ausführte, ging es noch an, weil dieser in weiser Ueberwachung alle derartigen »Lapsus memoriae« des Gelehrten korrigierte und ihn an alles Vergessene rechtzeitig erinnerte, als aber der Jäger, wohl um der lästigen Führung überhoben zu sein, den Professor zu dessen gerechtem Stolze als Jäger „freisprach" und der Herr Professor künftighin die Jagd allein beging, da kam es zu argen Vergeßlichkeiten, die mitunter von den unangenehmsten Folgen begleitet waren. Ganz abgesehen davon, daß der Herr Professor seit selbiger Zeit immer erst dann wieder lud, wenn er umsonst auf ein enteilendes Jagdgetier die leeren Läufe abgedrückt hatte, kam bei seinen verschiedenen Jagdzügen auch der Kostenpunkt mehr und mehr in Frage. Bei jeder Rast des gelehrten Jüngers St. Huberti im einsamen Walde blieb etwas auf dem Ruheplatze zurück und da der Herr Professor auch die Lage seiner Ruheplätze mit mathematischer Sicherheit gründlich zu vergessen pflegte, so waren in den weiten Revieren die zurückgelassenen Gegenstände meist verloren und wurden auch von den Holz- und Pilzsuchern und anderen Waldstreunern gestohlen. So hatte der Herr Professor, der doch erst seit einem Jahre auf Waidwerkswegen wandelte, doch schon das dritte Gewehr, ungefähr den dutzendsten Rucksack, ein halbes Dutzend Hüte, etliche Knicker und eine unzählige Anzahl von Schnupftabakdosen nötig gehabt, die alle in versteckten Waldwinkeln liegen oder schon längst in den Händen „ehrlicher Finder" sich befinden mochten. Am schmerzlichsten war dem Herrn Professor der Verlust seines Rucksackes jedesmal dann, wenn derselbe erfolgte, so lange der Rucksack noch den Proviant für den Tag enthielt, und wenn

der arme Gelehrte dann auch noch, wie es ja meist der Fall war, den Geldbeutel vergessen hatte, dann hieß es den ganzen Tag Hunger und Durst leiden, was zwar im Interesse der Entfettung höchst wünschenswert, aber in rein materieller Hinsicht recht hart war. Die unselige Vergeßlichkeit und Zerstreutheit des Herrn Professors führte mitunter auch zu komischen, mit der Würde des Gelehrten schwer zu vereinbarenden Vorkommnissen. So ging der Herr Professor eines schönen Sonntags Früh, als die Straßen schon sehr belebt waren, in voller Jagdausrüstung in dem eigens angeschafften stilvollen Jägeranzuge dem Bahnhofe zu, aber leider hatte er statt des Jägerhütels mit dem Spielhahnstoße seinen funkelnden Klassenzylinder auf dem Haupte, was sehr wenig stilgerecht aussah. Einmal bemerkte er erst auf der Fahrt, daß er statt des Gewehrs den Regenschirm mitgenommen habe und einmal schob er in der Zerstreutheit seinen unterdessen angeschafften Hühnerhund ins Coupé II. Klasse und wollte selber ins Hundecoupé kriechen, woran er indessen glücklicherweise noch rechtzeitig durch den Schaffner gehindert wurde.

Um dieser Zerstreutheit, wenigstens was das Vergessen und Verlieren wertvoller oder unentbehrlicher Gegenstände anbelangt, vorzubeugen, kam der Herr Professor auf das ingeniöse Mittel, solche Gegenstände fortwährend in der Hand zu behalten. Er trug deshalb das Gewehr nicht mehr am Riemen über der Schulter, sondern stets wie ein Soldat geschultert, der Rucksack wurde mit eigenen Knöpfen am Joppenkragen befestigt, wie auch der Hut mittelst Windschnur von Gummi an der Joppe angeleint wurde. Geldbeutel, Jagdkartenetui, Schnupftabaksdose wurden mit dünnen Kettchen, wie man sie neuestens ja gerne gegen Diebe zu gebrauchen pflegt, an den respektiven Taschen befestigt, der Hund lief dem Herrn Professor selber nach, also konnte nichts mehr fehlen. Und doch befeindete trotz dieser Vorsichtsmaßregeln das tückische Geschick den Professor wieder in der schrecklichsten Weise. Seine besorgte Gattin hatte ihm eines Morgens, als er zur Jagd auszog, einen halben Schinken, zwei Flaschen Wein und das nötige Brot in

den Rucksack gestopft, damit der teure Gatte untertags des Leibes Stärkung nicht entbehre. Sie hatte ihm gesagt, vorsichtig mit dem Rucksacke umzugehen, damit er die Flasche mit kostbarem Weine nicht etwa zerbreche, und so war denn der Professor — es war die Zeit der Hühnerjagd und eine tropische Hitze — hinausgezogen, grimmen Schweißesdurst im Waidmannsherzen. Stundenlang war er schon im glühenden Sonnenbrand herumgelaufen und hatte verschiedene Hühner gefehlt, ehe er endlich ein schützendes kleines Feldgehölz erreichte, wo er vor Erschöpfung und Hitze der ganzen Länge nach rücklings zu Boden sank. Wie sehr er auf dem anstrengenden Marsche in Schweiß gekommen war, fühlte er erst jetzt in diesem Augenblicke, denn der Schweiß rann ihm in Strömen an der Kehrseite hinunter. O, wie tat die Ruhe so wohl! Aber der Teufel in Gestalt kriechenden Gewürms, bissiger Ameisen, surrender Bremsen ließ den Armen nicht zur Ruhe kommen und stöhnend erhob er sich wieder und breitete den Rucksack auf einen abgeschnittenen Baumstrunk, um so vielleicht in sitzender Stellung Ruhe vor den kleinen Peinigern zu haben. Kaum hatte er sich aber niedergelassen, als er mit jähem Rucke wieder emporfuhr und mit der Hand nach rückwärts griff. Heiliger Hubertus, es war, als hätten sich Glasscherben ihm in die feiste Kehrseite gebohrt, und wirklich, rotes Rebenblut und roter Schweiß des homo sapiens färbten die suchende Hand. O weh, der gute Wein dahin, dahin in dieser Wüste, die kein Labsal bietet weit und breit. Zudem begann sich auch der Hunger zu regen, den der arme Professor an einigen Himbeeren kümmerlich zu stillen suchte. Weit und breit kein Wirtshaus, kein Gehöft, nichts als endlose Heide, sonnenverbrannt und glutübergossen. Müde und zerschlagen kam der Herr Professor spät nachts zu Hause an, wo er erfuhr, daß er hungergequält den ganzen Tag einen halben Schinken mit Brot spazierengetragen habe, dessen Dasein im Rucksack ihm wieder seine unselige Zerstreutheit hatte vergessen lassen. Von selbiger Stunde an nahm sich der Professor vor, auch den Proviant in der Hand zu tragen, um so seiner Vergeßlichkeit ein Schnippchen

zu schlagen. Und siehe da, getreu diesem wohlweisen Vorsatze sehen wir ihn einige Tage später mit einem runden Dinge unter dem Arme dem Bahnhofe zustreben. Das runde Ding ist eine sogenannte Büchelsteinermaschine, ein rundes, etwa drei Finger hohes, hermetisch ineinandergreifendes Blechkasserol, das zum Kochen auf Herdfeuer oder besser auf Spirituslämpchen aufgesetzt wird und die beliebte Jägerspeise, das Büchelsteinerfleisch, enthält. Da schneidet die sorgsame Hausfrau des Jägers oder auch dieser selbst zu Hause feines Ochsenfilet in dünne, halbfingerlange Streifen, verschiedenes Grünzeug wird fein verwiegt, ebenso eine kleine Zwiebel, sodann reines Knochenmark fein geschnitten und zu guter Letzt Kartoffel geschält, in Scheiben geschnitten und gewaschen. Ist Alles vorbereitet, staubt man auf den Boden des einen Teiles des Kasserolles das gewiegte Mark, eine Lage gewiegtes Grünzeug darauf, sodann eine Lage Fleisch gesalzen und gepfeffert und darüber eine Lage Kartoffelscheiben, und so geht es fort Lage über Lage, bis die Maschine voll ist, worauf obendrauf wieder Mark kommt und nun der zweite Teil der Kasserolle darübergestülpt wird, der fest anschließt. Diese verschlossene Büchse kann leicht im Rucksacke mitgetragen werden und giebt nach etwa halbstündigem Kochen eine herrlich duftende, nahrhafte Speise, was hier zu Nutz und Frommen manches verehrten Lesers, der dieses Essen noch nicht kennen sollte, gesagt sei. Also mit dieser wohlgefüllten Büchelsteinermaschine rückte auch der Herr Professor Gottlieb Friedreich Sittsam an jenem denkwürdigen Tage aus, und zwar trug er sie unterm Arm, eingedenk seines Vorsatzes, um die kostbare Speise nicht etwa wieder zu verlieren. Krampfhaft hielt er sie auch im Coupé fest und liebäugelte mit ihr, in künftigen kulinarischen Genüssen schwelgend. Doch während er noch der kommenden lukullischen Mahlzeit dachte, so daß ihm das Wasser im Munde zusammenlief, verspürte er ein unangenehmes Gefühl, das man im gewöhnlichen Leben in volkstümlicher Weise mit „Bauchzwicken“ bezeichnet.

Dieses Bauchzwicken wurde immer ärger, zuletzt dämonisch, infernalisch, barbarisch, wie wenn der asiatische Würgengel im

Gescheide des Professors Kegel schöbe; kalter Schweiß trat dem Professor auf die Denkerstirne, die tollsten Gedanken jagten in seinem Gehirne, um eine rasche natürliche „Lösung" der Angelegenheit herbeizuführen, da . . . der Pfiff der Lokomotive klang dem Professor wie Sphärenmusik der Engelschöre, da fuhr der Zug in die nächste Station ein. Der Professor riß die Coupétür auf . . . „Wohin", brüllte der Schaffner . . . doch der Professor war schon mit einigen Tigersätzen in dem kleinen Bretterhäuschen neben dem Stationsgebäude verschwunden, das mit dem sinnigen Worte „Hier!" und einer kunstvoll gemalten Hand bezeichnet ist, um das ästhetische Gefühl der Bauern nicht zu verletzen. Mit affenartiger Geschwindigkeit hatte der Professor versucht, die Angelegenheit an diesem stillen Orte zu erledigen, aber es war doch nicht schnell genug, den die Kondukteure brüllten wie die Vandalen „Einsteigen!" . . Der unglückliche Professor riß seine Gewandungsstücke an sich, stülpte den ihm in der Eile entfallenen Jägerhut aufs Haupt, nahm seine runde Büchelsteinermaschine, von der er sich auch im Augenblicke höchster Not nicht getrennt hatte, an sich und stürzte, wie von Furien gejagt, ins Coupé zurück, das der furchtbar schimpfende Schaffner hinter ihm mit tausend Pferdekräften zuschmetterte. Erschöpft sank der Professor auf seinen Sitz; Anstrengung und Aufregung hatten ihn ganz gebrochen. Hätte der Arme erst eine Ahnung davon gehabt, welches Unglück ihn bereits wieder betroffen und was ihm auf der folgenden Station bevorstehe! Aller Augen und natürlich in erster Linie die des gestrengen Stationschefs waren auf den verspäteten, auf den Zug zustürmenden Fahrgast aus dem diskreten Häuschen neben der Station gerichtet, und die Adleraugen des Beamten hatten wohl bemerkt, daß der Frevler ein der königlichen Staatsbahn gehöriges Inventarstück sich widerrechtlich angeeignet hatte. Noch hatte der Zug die Station nicht ganz verlassen, da spielte schon der Telegraph auf die nächste und als der Zug dort mit dem nichts ahnenden Professor, der seine Büchelsteinermaschine krampfhaft unter dem Arm, ganz geknickt in der Wagenecke saß, einfuhr

da stand der dräuende Chef dieser Station mit wild blickendem Auge da und neben ihm stand ein Gendarm mit einem Gesicht, wie der Hadeshund Cerberus. Eine kurze Unterredung mit den Kondukteuren und diese gingen mit dem Stationschef und dem Gendarmen auf das Coupé des Professors Gottlieb Friedreich Sittsam zu und rissen es auf. Der Professor war allein im Coupé.

„Bitte, aussteigen!" herrschte der Stationsvorstand mit barscher Stimme.

Der Professor blickte verwundert . . . aber da war der Gendarm schon ins Coupé gestiegen, riß ihm seine Büchelsteinermaschine unter dem Arm hervor und hielt sie ihm, die nichts weniger als lieblich duftete, als corpus delicti unter die Nase, indem er ihn anherrschte:

„Wie kommt er dazu, den Fiskus zu bestehlen? Er ist verhaftet!"

Sprachlos vor Entsetzen starrte der Professor auf seine Büchelsteinermaschine, aber . . . war's Teufelsspuck, war's Höllenwerk, diese verwandelte sich vor seinen entsetzten Blicken plötzlich in einen runden — Abtrittdeckel, den er in seiner unglückseligen Eile auf der verlassenen Station statt der geliebten Maschine an sich gerissen hatte.

Der Professor gab die Aufklärung, aber man glaubte ihm nicht und er mußte aussteigen. Wieder spielte der Telegraph zurück und bis die Antwort kam, daß sich wirklich an dem bezeichneten Orte eine gefüllte Büchelsteinermaschine vorgefunden hätte, mußte der arme Gelehrte unter den drohenden Blicken seiner Henker auf der Station bleiben.

Traurig kehrte er mit dem nächsten Zuge in die Arme seiner verlorenen Büchelsteinermaschine zurück, aber geschmeckt hat ihm deren Inhalt nicht mehr, weil ihm der »Haut-goût« fataler Erinnerung angeklebt ist. So ist es dem zerstreuten Professor Gottlieb Friedreich Sittsam mit seiner verwechselten Büchelsteinermaschine gegangen.

Der „Geisterzigeuner" in der Holzerhütten.

Der Herr Privatier Benno Speckhuber, der in seinem früheren Entwickelungsstadium, noch ehe er die Stufe der Vollkommenheit des „Rentiers" erklommen hatte, durch Abstechen von Borstenvieh und Verarbeiten desselben zu Konsumzwecken sich seinen Lebensunterhalt erwarb, dieser Herr Privatier Benno Speckhuber, sage ich, hatte zwei Eigenschaften. Er hatte eigentlich mehrere Eigenschaften, wie zum Beispiel ein sehr stark ausgeprägtes und allzeit zu Tage tretendes Bedürfnis nach Flüssigkeit, und zwar nach solcher, wie sie die Industrie aus Hopfen und Malz herstellen sollte, in Wahrheit aber heutzutage meist aus Glyzerin, Kletzen, Bilsenkrautextrakt und sonstigen „Guterln" bereitet und unter dem Namen „Bier" in den Handel bringt, während sie eigentlich „Dividendenscheps" heißen sollte. Nachdem aber dieses stete Bedürfnis nach dieser Flüssigkeit bei den meisten Bewohnern generis masculini der Kunstmetropole am schönen Isarstrande wahrgenommen werden kann, so kann es auch bei dem Herrn Speckhuber, dessen Wiege ja auch am Platzl nahe dem Hofbräuhaus stand, als nichts Besonderes und Augenfälliges gelten und wir können getrost darüber hinweggehen, da es sich, wie die Mathematiker sagen, bei einem braven Münchner Kinde »eo ipso« versteht. Nein, wenn wir sagen, der Herr Privatier Benno Speckhuber hatte zwei Eigenschaften, so meinen wir eben zwei ganz

besondere Eigenschaften, die man durchaus nicht bei jedem Menschen konstatieren kann, und das war erstens eine ganz kanibalische Geister- und Gespensterfurcht und zweitens eine ans Zigeunerhafte grenzende Reiselust. Diese beiden nur zu bekannten Eigenschaften haben nun aber dem Herrn Privatier Speckhuber bei seinen Spezeln, die natürlich nichts lieber tun, als die schwachen Seiten ihrer Mitmenschen herauszutüfteln und diese lieben Mitmenschen dann damit zu verhonackeln, den Spitznamen der „Geisterzigeuner" eingetragen. Wir aber, die wir nicht auch in das Laster des Verhonakelns unserer Mitmenschen verfallen wollen, wir wollen den Herrn Privatier Beno Speckhuber der Kürze halber nur den „Beni" nennen. Der Beni also, der den edlen Gerstensaft schluckte, wie ein vor Durst bereits luftgeselchtes Kameel in der Wüste, hatte die unselige Eigenschaft, bei den geringsten Symptomen von „Geistern" oder „Umgehen" vor Angst gleich eine Gänsehaut zu kriegen, wie ein Reibeisen und von dem Touristenteufel in einer Weise besessen zu sein, daß ein alter verrückter Nomadenhäuptling noch der reinste Stubenhocker gegen den Beni war.

Mein Gott! Ist's aber auch ein Wunder. Die Erziehung macht eben den Menschen und wie ist der arme Beni aufgezogen worden! Seine alte Kindsmagd im Elternhaus, die dem Beni täglich zwei Maß Weihwasser auf seinen spärlich behaarten Scheitel spritzte, daß ihm keine Hex oder Trud, ja selbst der Teufel selber etwas anhaben könne und im weiters täglich ein Paar Maß Bier einschüttete, damit er ihre beschauliche Nachtruhe nicht durch sein schauerliches Gebrüll störe, sondern schlafe, wie ein alter Fiakergaul, dieses sinnige Geschöpf, mit den auf dem gewaltigen Riechorgan symetrisch verteilten und mit elastischen Borsten bewachsenen Warzen und dem gigantischen Kropf, wurde nicht müde, dem Beni, vom ersten Erwachen seiner stets bescheiden gebliebenen Verstandeskräfte angefangen die schauerlichsten Geistergeschichten als probates Beruhigungsmittel des Abends vor dem Zubettegehen zu erzählen, da sich dann der Beni vor Angst nicht mehr zu rühren getraute und lieber seine ihm von der gütigen Mutter

Natur in homöopathischer Verdünnung zugeteilten Geisteskräfte unter dem über die langen Ohren gezogenen Deckbette verschwitzte.

So kam es denn, daß der Beni, der, bis er zu „der Militari" kam, wo ihn der Herr Unteroffizier und der Herr Feldwebel zu einer fehlerfreien menschlichen Gestalt zusammenschimpften, Beine behielt, wie die Läufe eines prämiierten Dackels, da er bei diesen seit frühester Jugend anzuhörenden gruseligen Geschichten jedesmal den Knieschnackler bekam, wie ein alter Spitaler bei der letzten Oelung, und infolge dessen stets wackelte und torkelte, wie ein besoffener Esel beim Glatteis.

Diese körperliche chronische Unstätheit scheint aber auch nicht ohne Rückwirkung auf die seelische Veranlagung und die Herzensneigung Benis geblieben zu sein, der, als sie ihn von der „Militari" aus der greulichen „Exercisi" herausließen, kerzengerade geschimpft und adonisartig zusammengepufft, wie er war, auf die Wanderschaft ging und Land ein Land aus das arme Borstenvieh im Dienste dieses und jenes Schweinemetzgers ermordete und es zu Geselchten und Schwartenmagen verarbeitet seiner irdischen Bestimmung zuführte.

Als er dann selber Schweinemetzger wurde und sich eine schweinerne Metzgerin zum treuen Ehegespons nahm, mit der er nun schon seit drei Dezennien im dreißigjährigen Kriege zusammenlebt, da setzle er seinen schweinemordenden Lebensberuf erst recht mit einem wahren Ingrimm fort und wenn das arme Borstenvieh unter seinem Messer, wie ein Geisbock in den letzten Zügen „schiagelnd"*), elend vergruntzte, so dachte sein gefühlloses Herz nur daran, wieviel Gulden ihm dieser Fackelmord wieder eintragen werde, und kalt fabrizierte er aus dem Herzblute der Gemordeten seine Blutwürste.

Möglich, daß dem Beni von der Zeit seiner Wanderschaft und seinem blutigen Berufe her die Wanderlust und auch der Blutdurst geblieben ist, wie wir sie heute noch an ihm konstatieren

---

*) Schielend.

können, wo er doch in die lichten Sphären privatmännischer Beschaulichkeit emporgeschwebt ist, so leicht es sich mit seinen dritthalb Zentnern Körpergewicht eben „schwebt". Auch heute sehen wir ihn sein blutrünstiges Tun von einst, wenn auch in anderer Art fortsetzen. Er ist „Jäger" geworden und schwelgt im vergossenen Schweiße erlegter Hasen und Rehe und zur Betätigung seiner Wanderlust ist er dem Vereine der „Kiselaken" beigetreten, einer Vereinigung so heroischer Touristen, daß dieselbe alljährlich einen Abgang von 75 Prozent der Mitglieder durch Absturz aufweist und weitere 25 Prozent stets in Krankenhäusern, chirurgischen Kliniken oder Irrenhäusern untergebracht sind.

Betritt der Unkundige Beni's Zimmer, so könnte er sich in eine mittelalterliche Folterkammer versetzt wähnen, solch merkwürdige, nur dem Auge des Eingeweihten kenntliche Geräte hängen an den Wänden. Nicht nur prangen da Gewehre und Jagdgeräte aller Art, da hängen auch Eispickel und Schneereifen, Steigeisen und Kletterschuhe, Gletscherseile und Schneeschuhe, Touristenlaternen und Wettermäntel, Fernrohre in der Größe vom „Schilewestenleibeltaschel-Spektivi" bis zum Tubus, und in der Ecke lehnen Bergstöcke, dick wie die Wagendeichseln, und am Boden stehen ein halbes Dutzend Bergschuhe, so vernagelt, daß zehn Tiroler „G'moanteppen" und „Dott'ln" auch nicht vernagelter sein können.

So war wieder einmal die herbstliche Touristensaison herangekommen, da „juckte" es den Beni. Nicht, daß sich etwa irgend ein blutdürstiges Insekt erfrecht hätte, seinen mörderischen Stachel in den keuschen Leib Benis zu bohren und ihm sein edles Blut abzuzapfen, nein, zur Ehre der Insekten sei es gesagt, so „ausg'schamt", wie man heute so sinnig zu sagen pflegt, war keines, sondern den Beni juckte der Wanderteufel wieder. Er hatte in seinem alpinen Fachblatte eben gelesen, daß wieder zwei Familienväter à sechs Kinder von der „Gnackbrichspitze" im lieblichen „Neunndleid-Tal" abgesaust seien, von denen der eine stante pede in die besseren Bergkraxlergründe hinübergewechselt ist, während sich der andere einige ganz reizend komplizierte Schädel- und Bein-

brüche zuzog und sich sogar, was das Allermerkwürdigste war, beim Absausen die Nase abbiß. Diesem edlen Vorbilde beschloß Herr Beni natürlich ohne Verzug zu folgen.

Einige Stunden später saß Beni schon behaglich im Schnellzuge, der ihn der vielversprechenden „G'nackbrichspitze" zuführen sollte und es wäre ihm vielleicht auch gelungen, in die Fußstapfen der beiden edlen Pioniere zu treten, wenn ihn nicht der Böse durch schauerlichen Geisterspuck befeindet und an seiner löblichen Absicht gehindert hätte.

Beni war des Nachmittags auf der „Post" am Fuße der „G'nackbrichspitze" angekommen, in einer Ausrüstung, daß man damit getrost in den finsteren Hades hinab und zurück über den Dschimborasso an seiner „g'nackbrecherischsten" Seite hinauf in den Himmel kraxeln konnte und da er es noch früh genug am Tage glaubte, so machte er sich noch auf, und stieg die vielversprechende „G'nackbrichspitze" an, natürlich ohne Führer, der höheren Absausehre halber. Im Geiste sah er schon frohlockend seine abgebissene Nase in Spiritus und sich selber, wie er mit einer neuen „wachsernen" ausgerüstet, die „natürliche" seinen bewundernden „Kiselaken" zeigte.

Aber Stunde um Stunde verrann, Beni schwitzte und dampfte wie ein gebrühtes Mastschwein, aber die Unterkunftshütte, die in seinem Touristen-Taschenbuch verzeichnet war, wollte nicht kommen. Beni begann es unsicher zu Mute zu werden, ob er etwa den richtigen Weg zum Aufstiege verfehlt habe und er zog ein gewaltiges Fernrohr hervor, um sich zu orientieren. Siehe, da kam in einer „Reißen", wie sie zur Förderung des geschlagenen Holzes vom Berge zu Tal dienen, ein menschliches Wesen in der kurzen Gamsledernen herunter, es hatte ein Seil um die Brust geschlungen und trug eine blitzende Axt, — ein Holzknecht. Beni tat einen Juchzer, wie ein altes Mastschwein, wenn man ihm den mörderischen Stahl in die speckige Gurgel bohrt, und der Holzknecht horchte auf. Aber Beni winkte mit dem an den Bergstock gebundenen Sacktuche und der Holzer kam heran. Da erfuhr denn Beni zu seinem Schrecken von ihm, daß er sich auf grund-

falschem Wege befinde und nichts Besseres tun könne, als zu der ihrer Lage nach vom Holzknecht beschriebenen Holzerhütte, die jetzt leer stehe, aufzusteigen und dort zu nächtigen.

„Auf söll'n Weg dader bald's furtgeht's, Herr, aften seid's hin. Ees kemmt's in a schiach's G'wänd eini, und bald's da abisaust's, zerbatzt's enk, wia an Grieskuödl."

So reizend sich die Verheißung des Hinseins nun auch anhörte, so beschloß Beni doch, dem Rat des Holzers zu folgen und in der Hütte zu nächtigen, und er fragte ihn, ob es dort auszuhalten sei, was der Holzer bejahte. Es sei dort alles gut, „bis auf a wengl woltern viel sakrisch schiache Flöhch."

Beni began den weiteren Aufstieg in der vom Holzer bezeichneten Richtung nach der Hütte. Aber wieder waren zwei Stunden verstrichen, die Dunkelheit brach bereits herein und mit ihr die Zeit des Gruselns für Beni. Da endlich, um einen Grat biegend, gewahrt Beni die rettende Hütte und in einer weiteren Stunde, schon bei völliger Nacht, steht Beni mit seiner Laterne vor ihr. Sie ist offen und leer. Beni zündet ein Licht an, aber er begnügt sich mit kalter mitgebrachter Speise, so müde ist er und dann haut er sich in den mit Heu gefüllten Kreister hinein. Aber nicht lange, denn die „woltern viel sakrisch schiachen" Bewohner dieses höllischen Kreisters begannen ihr blutdürstiges Werk. Waren die Manen all der von Beni gemordeten borstigen Martyrer nach den Gesetzen der Seelenwanderung in diese kleinen Peiniger gefahren, um Beni das Fackelabstechen einzutränken? Aber Beni war auf alle Fälle gerüstet, wie es dem echten Touristen zukommt. Er zog ein Glas „Zacherlin" hervor und gar bald sprühte die Gummispritze ihren mörderischen Inhalt in den Kreister. Dann legte er sich wieder hinein und wirklich, die höllischen Viehcher hatten das Feld geräumt. Hatten sie sich wohl hinauf auf den Heuboden durch die offene Falltür über der Leiter dort geflüchtet? Nun, Beni konnte es Wurst sein und willig sank er in Morpheus' Arme. Aber nicht lange sollte die erquickende Ruhe dauern.

Es mochte um die mitternächtige Geisterstunde sein, da fuhr Beni entsetzt auf und die Haare sträubten sich ihm auf seinem Denkerhaupte. Vom Heuboden herunter war ein gespenstig grunzender Laut an sein Ohr gedrungen, der ihm eine Gänsehaut über den Körper jagte und ihn zähneklappernd in tiefster Seele erbeben ließ. Und wieder grunzte es, das entsetzlich schauerliche Gegrunze ging in ein schmerzliches Stöhnen über, langgezogen und klagend. So mögen ungefähr die armen gepeinigten Seelen im Fegefeuer winseln. Sollte es der Geist einer abgestochenen Sau sein, der eine schreckliche Rache an seinem Mörder Beni üben wollte? Beni schwitzte vor Angst, wie in einem Dampfbade, aber es war kalter, eiskalter Schweiß der Todesangst. Jetzt begann der Geist zu winseln, wie ein Hund in herzzerreißenden Tönen, jetzt ging er sogar in ein klagendes Geheul über, wie es verliebte Schnauzeln beim Mondschein auszustoßen pflegen, jetzt begann ein Grunzen und Stöhnen, wie von menschlichen Lauten, und der Geist kratzte und scharrte, als hätten ihn all die Millionen Flöhe, die Beni eben aus dem Kreister vertrieben, mit wahrer Berserkerwut überfallen. Jetzt schien der Geist tobsüchtig zu werden. Er schlug um sich, wie besessen, er schien mit Händen und Füßen zu strampeln, dazwischen winselte und heulte er wieder, wie ein Hund. Schon längst hatte sich Beni auf den Grund des Kreisters in das Heu eingewühlt und betete um Errettung, da begann der Geist oben in menschlichen Lauten gotteslästerlich zu fluchen und zu schimpfen, und ehe Beni noch recht wußte, wie ihm geschah, da flog ihm heulend und kreischend ein lebendiger Dackel auf den Buckel hinauf und über die Leiter aus dem Heuboden herunter polterte das entsetzliche menschliche Gespenst. Beni wagte nicht zu atmen und verhielt sich regungslos unter dem Heu. Auch der gespenstige Dackel hatte sich wieder aus dem Kreister herausgemacht.

Aber das Gespenst fluchte noch immer fort:

„Dö Bluatsflöh, dö verreckten, fressen uns bei lebendigem Leib auf. Pst! Waldl, da her, mir schiab'n a,“ sagte es laut und vernehmlich.

Da schien es die in der Hütte verstreuten Vorräte Benis gewahr zu werden, denn es brummte:

„Was is denn iatzt dader? Da muaß ja Oaner da g'wen sei? Wo is' denn der Kerl?"

Beni hütete sich wohl, sich zu rühren, aber er hörte deutlich, wie sich Menschen- und Hundegespenst mit geisterhafter Freßgier über seine Speisen und Getränke hermachten und wie besonders das menschliche Gespenst letztere mit höllischer Wonne austrank. Als auch das letzte Brösel aufgefressen und der letzte Tropfen in den Geistergurgeln verschwunden war, brummte das nunmehr beruhigte menschliche Gespenst:

„So, iatzten Bix und Ruckſack hera und außi aus dem Flohkasten. Daher Waldl!"

Dann fiel die Türe krachend zu, der Spuk war vorüber. Es war also der Geist eines vielleicht von Wildererhand gefallenen Jägers mit seinem Dackel, das war jetzt Beni klar. Schweißtriefend kroch er unter seinem Heu hervor und dankte Gott für die Rettung. Die „G'nackbrichspitze" hat er nicht mehr erstiegen, dazu war der Knieschnackler vor lauter ausgestandener Angst zu groß. Aber zeitlebens hat er sich die Geisterei gemerkt in der verhexten Holzerhütten.

Rasch geheilt.

Der Jagdg'hilf Veri ist zwar ein sehr schneidiger, braver und pflichttreuer Jager, der sein Wild in dem ihm anvertrauten Revier hütet und pflegt, wie seinen Augapfel, der auf die Lumpen aus ist, wie der Teufel auf eine arme Seel' und sie durchwachelt wie eine Dreschmaschin', wenn er einen beim Wildbrateln droben in den Wänden oder beim „Mascheln"*) in den Leiten und Gräben erwischt, aber der Veri ist eben doch auch, wie man sagt, ein armer sündiger Mensch und hat als solcher seine Fehler und Mängel.

Nicht daß er mordsmäßig auf die Madeln aus wär', obwohl er auch in dieser Beziehung gerade kein heiliger Aloisius ist, — nicht daß er im Wirtshaus hocken und dort saufen tät wie ein Loch, obwohl er schon ein richtiges Lackerl Bier vertragen kann, wie es sich für einen ordentlichen Jager gehört, — nein, was seine Leidenschaft ist, das ist außer der Jagerei, die er nie mehr g'raten könnt', und außer seinem Dirndl, der Almerzenz, sein Pfeifel, das er anzünd't, wenn er beim ersten Morgengrauen hinaus ins Revier geht und das erst ausgeht, wenn er bei der Nacht hundsmüd in seiner Klappen drinnen liegt und davon träumt, wie schön 's wär', wenn er den Sagschneider Quirin, den Malefizlumpen, einmal beim Wildstehlen erwischen und so recht sakrisch nach Herzenslust durchhauen könnt.

*) Schlingen legen.

Mein Gott, so darf man ja heutzutage auch keinen Menschen mehr durchhauen. Rührst so einen Kerl an, hast es gleich mit dem Landgericht zu tun; da ist es ja eine wahre Wohltat, wenn man so einmal mit gutem Recht einen durchwacheln kann, daß er die heiligen Engeln im hohen C singen hört und Binkeln und Flecken kriegt wie ein schwarzer G'schlav in der Gelbsucht.

Außer seinem Pfeifel hat der Veri noch eine schwache Seiten, und das ist das Verzählen. Es ist so eine dumme Mod' von die Leut', die selber keine Jager sind, daß sie alles, was so ein Jager sagt, für erlogen halten und es ihm nicht glauben, mag er auch den Teufel von der Höll heraufschwören, daß es wahr ist, und wahr ist es ja immer, was ein Jager sagt. Das fade G'schwofel mit dem sogenannten „Jägerlatein" ist bloß so eine aufgebrachte damische G'schicht von solche Leut', die eben mit ihrer Langschlaferei und mit ihrer Stubenhockerei nicht hinauskommen in die freie Gottesnatur und nicht sehen und erleben, was es da alles zu sehen und zu erleben gibt, bei Tag und bei Nacht, bei Wind und Wetter, um die Geisterstund' herum und weiß der Teufel, wo noch überall.

Aber ein Jager erlebt da alle möglichen wundersamen Geschichten und wenn er sie nachher so einem faden Glachl von Nichtjager verzählt, dann macht der ein dummes Gesicht und grinst recht damisch, und man sieht's dem Kerl an seinem dalketen G'schau an, daß er die wahre G'schicht, die ihm der Jager verzählt, nicht glaubt. Da möcht einen doch der Teufel holen, und es wär schier besser, man tät diesen Deppen gar nichts mehr verzählen; sie sind's gar nicht wert!

Aber der Teufel kann's eben g'raten, wenn einem wieder so was ganz Aparts passiert ist, und wenn einem nix Interessant's passiert, nun so, so wird man doch selber so viel Hirn unter'm Deckel haben, daß man sich so ein klein's G'schichtel selber z'sammstudieren kann und es einem „aufbind't", wenn's grad geht, daß er vor lauter Staunen die Maulsperr kriegt und die Farben wechselt wie ein fuchtiges Chamäleon.

Gelogen ist das eigentlich nicht, sondern es ist halt das sogenannte „Jägerlatein", aber wenn's zum Beichten geht, so muß man's dem Herrn Pfarrer halt doch sagen, daß man seinen Nächsten hat anlaufen lassen, und wenn der Herr Pfarrer dann fragt, wie oft das gewesen sei, und man, da man ihn im Beichtstuhl doch nicht gut auch noch anlügen und so unsern Herrgott verhonackeln kann, sagen muß: „Alle Täg a paar Stund lang!", so kann's einem nicht wundern, wenn da der Herr Pfarrer fuchtig wird und sagt, es wäre eine Sauerei, ein solcher Lugenschüppel zu sein, der an einem wahren Wort schon bald ersticken tät und das müßt anders werden, sonst könnt's sein, daß der Sündenlümmel eines schönen Tags die Strümpf und die Schuh ausziehen und zum Teufel fahren müßt. Verstanden!

Sakra, ist das eine höllische Strafpredigt und die hat auch der Veri hören müssen von wegen seiner Liebhaberei zum G'schichtenverzählen, wie er einmal um die österliche Zeit bei Hochwürden Herrn Pfarrer seine schwarze Seele hat in der heiligen Beicht weiß waschen wollen. Und da hat sich der Veri vorgenommen, er wollt von selbiger Stund an nicht mehr lügen; so schön hat ihm der Herr Pfarrer ins Gewissen geredet.

Nix mehr verzählen, das heißt nicht mehr lügen, das ist nun aber leichter gesagt, als getan. Einen sogenannten „Anluf" hat sich der Veri schon genommen zum Wahrheitsagen. Wie er aber nach der Kirchen ins Wirtshaus gekommen ist, da ist der Bartl, der Jagdg'hilf vom Nachbarrevier, dagesessen. Dem hat er wahrheitsgetreu verzählen wollen, um gleich einmal einen Anfang mit der Wahrheitslieb zu machen, daß er gestern in der Bachleiten einen Rehbock auf 30 Schritt wurzweg mit der Kugel g'fehlt hat! Wie er aber dann zum verzählen ang'fangen hat, da ist's herausgekommen, daß er dem Rehbock auf 150 Schritt, wie der Bock hat grad vor lauter Hunger gähnen müssen, die Kugel beim Aeser vorn hineingeschossen hat, daß sie beim Waidloch wieder herausgefahren ist, ohne den Bock nur im geringsten

zu verletzen. Der Bock aber hat die Kugel für eine „gebratene Taube" gehalten, die ihm, wie man sagt, ins Maul geflogen ist, und er hat den Aeser wieder weitmächtig aufgemacht, damit noch eine hineinfliegen könnt'. Da hat der Veri erst recht hingehalten und hat dem Bock die Kugel durch den Kopf gejagt und g'habt hat er ihn, und der Teufel sollt ihn holen, wenn's nicht wahr wär! Der Bartl hat die Augen zugezwickt und die Nasen naufgezogen, aber gesagt hat er nichts und hat nur eine Pris Schmalzler*) geschnupft.

Wie sie d'rauf auseinander gegangen sind, hat der Veri doch sakrische Gewissensbiß' gekriegt, daß er gleich nach der Ermahnung vom Herrn Pfarrer schon wieder den Bartl angelogen hätt', und er hat es noch ein paarmal probiert, die Wahrheit zu sagen. Aber es ist rein nicht gegangen, es ist gerade gewesen, wie wenn's eine Krankheit wär', epper so ein Delirium, wie die g'studierten Dökter sagen, im Hirn, daß einem allemal ganz verfluchte G'schichten träumen täten, die man dann selber glauben und seinen Mitmenschen für wahr verzählen tät, grad weil's einem in der Phantasiererei in das Hirn hineingekommen ist. Das müßt so ein heißes Geblüt im Hirn sein, da wär's vielleicht gut, wenn man sich „lassen"**) tät, daß der Krank aus dem Hirn wieder rauskommt und man die Wahrheit wieder sagen könnt', wenigstens wenn man einmal ausdrücklich wollt'. Mit lauter der Studiererei mit der Lugenkrankheit ist dem Veri frei ganz letz worden, er hat nicht mehr essen mögen und sogar sein Pfeifel hat ihm nimmer geschmeckt und er hat überhaupt an gar nichts mehr, wie man sagt, einen „G'schmacher"***) gehabt.

Da ist er doch einmal zum Herrn Doktor gegangen.

Was dem Veri fehl'n tät, hat der Herr Doktor gesagt, wie der Veri mit dem Hütl in der Hand ganz derloabelt und dernepft in die Sprechstund gekommen ist. „Kein G'schmacher hätt' er nimmer und die Wahrheit könnt er auch nimmer sagen,

*) Brasiltabak. **) zur Ader lassen. ***) Geschmack.

nöt um's Verrecken," hat der Veri gesagt. Das müßt ein schwaarer Krank sein und der Herr Doktor möcht ihm helfen.

Da hat der Doktor die Stirn in die Höh 'zogen und hat g'sagt, das wär eine sakrische Krankheit und da müßt man was ganz Kräftiges anfangen. D'rauf ist der Herr Doktor hinausgegangen, und wie er nach einiger Zeit wieder hereingekommen ist, da hat er ein Schachterl mitgebracht, da waren 20 Pillern drinnen, jede so groß wie ein Antetscher*) bereits. Die sollt der Veri nehmen, alle Stund eine und langsam auf der Zung' zergehen lassen, und wenn er sie alle genommen hätt', so sollt er wiederkommen, hat der Herr Doktor gesagt, und der Veri ist mit seinen Pillen abgeschoben. Wie er zu Haus angekommen ist, hat er gleich eine genommen, hat aber ein verteufelt schiaches Gesicht geschnitten, so miserablig schlecht waren die Pillen. Gerade wie Stiefelwichs haben's gestunken, und der Veri hat sich das ganze Gesicht und die Händ verschmiert, daß er ausgesehen hat, als hätt' ihm sein Schatz einen Weidling mit Hollermus an den Kopf geschmissen. Wie der Veri hat mit vieler Müh' die Hälft von diesen Malefizpillen hinuntergewürgt gehabt, hat er nimmer können, ging's wie der wöll, lieber sterben, hat er gemeint, aber das Zeug könnt er nimmer nehmen. Und schnurstracks ist er zum Herrn Doktor gegangen, mit dem festen Entschluß, ihm zu sagen, wenn's keine andere Medizin gäb', wie die stinkenden Kügerln da, dann sollt's gehen wie's mag, aber die könnt der Veri nimmer nehmen. Wie er darauf in die Sprechstund gekommen ist, mit einem Gesicht, als wär' er der reinste arme Sünder, da hat der Herr Doktor so ganz eigentümlich geschaut und hat gefragt, wie es dem Veri gehen tät, und da hat sich der Veri ein Herz genommen und hat dem Herrn Doktor freimütig ins Gesicht gesagt: „Na, Herr Doktor, dö Pillern kann i nimmer nehmen, dö stinken ak'rat wia Stiefelwichs!"

Aber da hat der Herr Doktor a ganz a freudigs G'sicht gemacht und hat g'sagt: „Sixt es, Veri, iatzt bist schon kuriert.

*) Spiel-Schusser der Knaben.

An G'schmack hast wieder und d' Wahrheit kannst a wieder sagen! Pfüat di'!"

Der Veri hat zuerst geschaut wie ein damischer Mopsl und hat sich nicht ausgekannt. Aber dann ist ihm ein Licht aufgegangen. Aha, die Malifizpillern waren wirklich von Stiefelwichs! Da ist er nicht schlecht eingegangen. Sakra!

Der verhexte Misthaufen

oder: Der geheilte Wilddieb.

Der Hoisenbauer war „a wengl hirndamisch", wie die Nachbarn sagten. Das will auf gut Deutsch so viel heißen, als daß der Hoisenbauer ein strohdummes Kameel war, und über die Wahrheit dieser Behauptung war kein einziger Mensch in Zweifel, der den Hoisenbauer einmal gesehen hat. Das wenig intelligente Antlitz eines frischgewölften Mopsels war gegen das schafdumme Gesicht des Hoisen noch der Inbegriff strahlender Geistesgröße, und die boshaften Nachbarbauern behaupteten, der Hois habe das ewige Leben, weil er keinen Geist zum Aufgeben habe. So blitzhageldumm aber tatsächlich der Hois sonst in allen menschlichen Dingen war, zum Stehlen war er doch nicht zu dumm, ja er entwickelte nach Art aller Fexen oder Deppen, oder wie man sonst wenig von der Natur mit Geist gesegnete Menschenkinder zu nennen pflegt, auf seinen Diebswegen sogar ein Raffinement, das einem ganz gescheiten Kerl alle Ehre gemacht hätte. Wahrscheinlich ist bei diesen raffinierten Diebereien des Hois der tierische Instinkt an die Stelle der menschlichen Vernunft getreten.

Zwei Eigenschaften waren bei dem Hois ganz besonders entwickelt, die Freßgier und die Schlafsucht. Letzterer war ja auf dem Heuboden oder sonst einem lauschigen Winkel leicht Genüge zu tun, aber mit der Befriedigung der Ersteren hatte es schon

mehr einen Haken, denn woher das viele Essen nehmen, wo doch der waschlederne Zuggeldbeutel des Hoisen beständig die galoppierende Schwindsucht hatte und bei ihm stets Mangel an Ueberfluß herrschte. Aber der Hois setzte sich mit philosophischem Grinsen über diese Mißgunst des Schicksals hinweg, und wo ein nachbarliches Hendl, ein kühnblickender Gockel oder eine watschelnde Ente so unvorsichtig war, sich in Hoisens Nähe zu wagen, bumms, da purzelte das arme Federvieh auch schon unter dem von dem alten Gauner mit großer Geschicklichkeit geworfenen Prügel zusammen und verschwand bald darauf in unabänderlich gleichbleibender Kochmanier in bloßem Wasser gesotten in dem nimmersatten Magen des Lumpen.

Ganz besonders aber hatte es der Hois auf Wildpret abgesehen, denn erstens ist an einem Stück Wild schon mehr Fleisch als an so einem lumpigen Hendl, und dann kann man den Wilddiebstahl auch viel konsequenter betreiben als das Wegfangen von zahmem Geflügel. Und in dieser wohlweisen Erwägung stellte der alte Halunke seine Reh- und Hasenschlingen seit vielen Jahren mit immer wachsender Virtuosität, und die Gebeine all seiner Beutestücke moderten unter dem großen Misthaufen vor dem verwahrlosten Kleinhäuslerhof des Hoisen, der weit abgelegen von dem eigentlichen Dorfe nicht weit vom Waldrande stand. Da gab es denn stets die beste Gelegenheit, ungesehen von zu Hause in den Wald zu gelangen und von dort mit der erhängten Beute beladen ebenso ungesehen wieder ins Diebsnest zu wischen.

So setzte der Hois die Schlingenlegerei mit zynischem Gleichmut fort zur Verzweiflung des Jagermartl, des Revierjägers, dem es trotz vieler Passen nicht gelingen wollte, den mit dem Instinkt des Raubzeugs ausgestatteten Hoisen auf frischer Tat zu ertappen. Der sonst so blitzhageldumme, beim Stehlen aber fuchsschlaue Lump strich je nach der Jahreszeit unter allerhand Vorwänden im Holz herum. Zur Winterszeit war er der harmlose Holzsammler, im Sommer trug der Biedere stets sein an den vier Ecken zusammengebundenes Sacktüchl in der Hand und darin

lagen ein Paar Pilze, die er sich mit der harmlosen Miene des unschuldigen Lämmleins nach Hause trug, um sie im Verein mit einem Waschkessel voll steinharter Knödel seinem unersättlichen Magen einzuverleiben, aber das Holzsammeln und Schwammerlsuchen war nur der Vorwand, mit guter Ausrede auf Sehweite an den fängisch gestellten Schlingen vorbeizustreichen und sich zu überzeugen, ob sich etwas gefangen habe oder nicht. Hing etwas, dann ging der schlaue Lump in weitem spiralförmig immer enger gezogenen Bogen das Terrain um die Schlinge ab und hätte Martl wirklich gepaßt, so würde ihn der schlaue Lump bei diesem Einkreisen des Fangortes sicher gewahr geworden sein und hätte ihn mit dummpfiffigem Grinsen untertänigst begrüßt. Der Martl aber hätte dann zähneknirschend heimgehen können, und der Halunke hätte sich vor Vergnügen die Diebspratzln gerieben.

Das wußte Martl wohl, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten, daß ihm vielleicht der Zufall einmal zu Hilfe kommen möge, um den Malefizlumpen unschädlich zu machen. Nächtliche Passen, bei denen wegen des Unvermögens zu sehen, auch das Einkreisen nichts geholfen hätte, hatte sich der Martl längst abgewöhnt, denn er wußte mit Bestimmtheit, daß der Hoisenbauer infolge seines krassen Aberglaubens und seiner entsetzlichen Gespensterfurcht nie mehr nach Eintritt der Dunkelheit seinen Hof verließ und ein gefangenes Stück, und sei es auch das begehrenswerteste für seinen heißhungrigen Magen, unfehlbar lieber hätte draußen in der Schlinge verludern lassen, als es nächtlicher Weile aus dem grauenvoll dunklen Walde abzuholen. Also war es auch mit dem Nachtpassen nichts.

Da aber kam Martl eines Tages der erleuchtende Gedanke, gerade diesen Aberglauben und die Gespensterfurcht des Hoisen dazu zu benützen, ihn von seinen Wilddiebereien abzubringen.

Der Hois, der neben einem gehörigen Imbiß auch einen guten Trunk trefflich zu würdigen wußte, war kein seltener Wirtshausgast, und auch der Martl war nicht aus der Jägerart geschlagen und fiel vor einem frischen Maßl durchaus nicht in

Ohnmacht. So hatte der Zufall wieder einmal den Hoisen und den Martl in der Dorfschenke zusammengeführt, und da beide sich aus guten Gründen gegenseitig nicht das Mindeste merken ließen, daß sie eigentlich natürliche Gegner seien, so nahmen sie anstandslos einander gegenüber an einem Tische Platz wie die zwei besten Freunde. Der Hois tat, als sei ihm der Jäger der liebste Mensch auf der Welt, und dieser stellte sich, als hätte er keine Ahnung davon, wer ihm seine Rehe und Hasen aufhänge, denn so verlangt es die gegenseitige Pfiffigkeit, jedes etwaige Mißtrauen einzuschläfern.

Dieses Zusammentreffen nun schien dem Martl günstig zur Ausführung seines längst gefaßten Planes, denn Beide waren allein im Gastzimmer bis auf den alten halbtauben Wirt, der mit stoischem Gleichmut auf der Ofenbank hockte und sich um die Gespräche seiner Gäste erst dann kümmerte, wenn dieselben begannen, sich die Halbekrügeln an den Kopf zu schlagen, oder sich zu unauflöslichen Knäueln verschlungen am Boden wälzten.

So konnte denn Martl loslegen und gar bald hatte er das Gespräch von einigen Verstorbenen, deren man gedachte, auf die abgeschiedenen armen Seelen und von diesen auf das Geister- und Gespensterreich gebracht und die gruseligsten Geschichten seinem unter Gänsehäuten aufmerksam und schaudernd lauschenden Zuhörer, dem Hoisenbauern, vorgetragen. Diesem war schon nichts weniger als geheuer, und scheu blickte er sich in der Stube um, ob nicht irgendwo aus einer verborgenen Ecke das Geisterantlitz irgend eines Gespenstes hervorluge. Und immer aufgeregter und hitziger wurde der Martl, immer öfter und ergriffener gab der Hois seine Zustimmung und seinen festen Glauben an das Gehörte mit verschiedenen „Söll woll“ und „Heilige Muatter“ zu erkennen, da schlug der Martl mit der Faust auf den Tisch, daß der alte Wirt zweimal mit den Ohren wackelte, und schrie dem wie gebannt lauschenden Hoisen unter die Nase:

„Aber dös Allerschiachst muaß decht söll sein, balst d' Totenmusi' hörst! Freund, söll is' epp's, d' Totenmusi'!“

Und schaudernd kratzte sich der Martl den Schädel und schaute, wie hilfesuchend zu dem Kruzifix in der Ecke auf.

Der Hois glotzte ihn schreckensstarr an. Das mußte ja etwas Entsetzliches sein, diese Totenmusi', wenn sie sogar dem sonst für einen „Kalten", das heißt für einen Nichtsglauber, geltenden Martl einen solchen Schrecken einjagen konnte. Und noch immer sah der Hois den Martl mit einem furchtbar dummen Ausdruck an, da schrie dieser wieder:

„Ja, ja, schaug nur, da gibt's nix! D' Totenmusi'!"

Und als der Hois immer noch dümmer dreinglotzte, brüllte der Martl ihn an:

„I' glaab gar, der Kerl woaß net amol dö G'schicht von dem Wilddiab, wo an der Totenmusi' hat sterben müassen?"

„Wilddiab . . . . . . Totenmusi'?" stammelte jetzt der Hois und erwartungsvoll auf den Martl blickend, gestand er: „Aa, söll woaß i' nit!"

„Hois," sagte jetzt Martl ruhiger, „daß d' a Viehch bist, a saudumm's, söll hab i' meiner Lebtag g'wußt, daß d' aber a so a blitzhagelviehchmäßigdamischer Schafhammel waarst, daß d' nit amol sölle wahre G'schicht woaßt, söll hätt i' decht nit von d'r denkt!"

„Aften verzähl!" drängte Hois zwischen Neugier und Grauen schwebend und der Martl ließ sich nicht bitten und begann:

„No, sixt, da is' amol a Wilddiab g'wen, der is' grad so dumm g'wen wia du. G'stohlen hat er, was er kinna hat, und all dö Boandeln und G'ripper von dö Hasen und dö Reh, wo er kriagt hat, hat er an an bestimmten Platz eingraben, dös schon bald der reinst Wildgottsacker worn is'. Und wia er da wieder amol hinkommt an dös Boanerplatzl, da hört er aus der Erden an Ton, wia wann a Has klagen tat oder a kloans Kind woanat und der Ton is' alleweil schwächer und schwächer worn, wia wann oans klagen und jammern tat und is' schliesli' ganz geisterhaft verklungen. Söll war dö Totenmusi', dö dö armen toten G'ripper g'sungen haben, wia eahner Mörder über eahnern

Grab g'standen ist, und dös bedeut', daß der Mörder in an Jahr aa sterben muaß, wenn er von selbiger Stund, wo er dö Totenmusi' hört, net zum Stehlen und Morden aufhört und Buaß tuat. No, und der Wilddiab, der grad so a Rindviehch g'wen is', wia du, der hat dös nöt g'wißt, hat nöt zum Stehlen aufg'hört und hat nöt Buaß to', und richti hat'n in an Jahr der Teufel mit Haut und Haar g'holt und is' stantepe mit eahm in d' Höll abig'rumpelt!"

Dem Hoisen klapperten die Zähne, eine Gänsehaut hatte er wie ein Reibeisen und mit Entsetzen dachte er an seinen Misthaufen, den Wild- und Hendlgott'sacker. — Der schlaue Martl aber, der das Misthaufengeheimnis Hoisens auch ganz genau kannte, sah seinen Zweck erreicht, und indem er nochmals tieferschauernd sagte: „Ja, d' Totenmusi'!" trank er sein Glas aus und war mit einem „Pfüat di'" zur Tür hinaus. Den Hoisen aber hatte es vor Schaudern ganz zusammengezogen und da überdies die Dämmerstunde hereinbrach, eilte er auch, vor Dunkelheit, vor der es ihm heute ganz besonders graute, seinen Diebsbau zu erreichen.

Der Hois verbrachte eine schlechte Nacht. Jede Maus, die sich im Zimmer regte, machte ihn zusammenfahren, die Gerippe unterm Misthaufen führten vor seinem traumumfangenen Geiste einen furchtbar grausigen Gespensterreigen auf, jetzt hörte er wieder die entsetzliche Totenmusi' und tat furchtbare Eide, im Leben nicht mehr zu stehlen, und schließlich fuhr er vor Angst ganz unter das zentnerschwere Oberbett und schwitzte dort die halbe Halunkenseele zum Leibe heraus. Aber er sah nicht, daß sich um die mitternächtige Stunde eine Gestalt gerade an der Stelle zu schaffen machte, wo das schiefliegende Auffahrtbrett den Misthaufen berührte. Es war Martl.

Müde und abgespannt von den nächtlichen schweren Träumen erwachte am andern Morgen der Hois, und ging an seine alltäglichen Geschäfte, die in dem Melken der einzigen Kuh, dem Füttern dieser und der paar Geisen, sowie dem notwendigen

Geschäfte des Ausmistens bestanden. Dieses wurde ihm heute ganz besonders sauer, weil es ihn in seinem letzten Stadium auf den Misthaufen führen mußte, den er seit der gestrigen Erzählung Martls nur mehr mit Grauen betreten konnte. Wie, wenn die Totenmusi .... aber nein, das wäre zu gräßlich, entweder zu stehlen aufhören zu müssen, oder nach einem Jahr .... der Hois würgte und schluckte vor Entsetzen. Dann aber faßte er einen raschen Entschluß und ergriff den bereits gefüllten Mistkarren an beiden Handhaben und fuhr zur Stalltüre hinaus. Aber beim Anblick des Misthaufens hielt er jäh still, und da stand er in seiner verwetzten Bundledernen, die krummen Füße in mit Stroh ausgefüllten Holzpantoffeln, die Pfeife in dem mißlaunig verzogenen Munde, indes die Zipfelhaube sich melancholisch über sein linkes Ohr herabsenkte. Noch immer starrte der Hois den Misthaufen an, dann aber faßte er sich und rasch den Schubkarren ergreifend lief er mit demselben in einem kleinen Anlauf das schiefe Brett empor auf den Misthaufen. Im selben Momente aber tönte es aus dessen Innerm:

„ehehehehehehehehehehehehehehheh ... ehehe ... eheh . eeh ..... eh . e .. Mit einem entsetzlichen Aufschrei wollte Hois dem gespenstigen Misthaufen entfliehen, verfehlte aber das Brett und stürzte mitten in die braune dickliche Jauche, die das weite Hendlgrab umgab, verzweiflungsvoll wälzte er sich dort und stöhnte, gurgelnd mit dem Erstickungstode ringend: .. „d' Totenmusi'" .. Endlich gelang es ihm, sich herauszuarbeiten und, wie von Furien und Teufeln verfolgt, rannte er ins Haus, indem er wie besessen betete: „Heilige Maria, Mutter Gottes, du bist voll ...." Und krachend flog die Stalltüre zu.

An der Berührungsstelle des Brettes mit dem Misthaufen aber lag ein Schächtelchen eingesenkt. Darin fest angebracht war ein sogenanntes Kreuzerpfeiferl, die bekannte Gummiblase, die mit einem Mundstück aus Holz in Verbindung steht, aufgeblasen die Größe einer kleinen Kegelkugel erreicht, und wenn man die eingeblasene Luft wieder entströmen läßt, das bekannte melodische

„ehehehehehehe̤h" ertönen macht. Eine solche Blase hatte der gute Martl in aufgeblasenem Zustande in der Schachtel angebracht, das Mundstück fest mit einem Holzstöpsel verschlossen und diesen an der Abzugsschnur befestigt, die oben quer über das Auslaufsbrett des Haufens gespannt als Abzug wirken mußte, sobald der gute Hois mit seinem Karren hinauffuhr. Und dieser fuhr auch richtig hinauf, die Abzugsschnur riß den Stöpsel aus dem Pfeiferl und die geisterhaft ersterbende „Totenmusi" war fertig.

Die andere Nacht hat der Martl die eingegrabene Vorrichtung wieder entfernt, damit der Hois nicht etwa beim Abräumen des Haufens diese und damit die Fopperei entdecke. Der Hois aber hat den Tag über im Gebete und mit heiligen Schwüren zugebracht, nie wieder etwas zu stehlen und er hat diese Schwüre auch gehalten. Daher hat ihn auch der Teufel nicht geholt, und er lebt heute noch.

Das Gegengift.

Im Herrenstübl auf der „Post“ zu X. stand ganz hinten in der lauschig dunklen Ecke der große runde Eichentisch, der allabendlich der jagdlichen Korona des Ortes ein willkommenes Ruheplätzchen nach des Tages Müh und Last bot. Man nannte diesen Honoratiorenwinkel das „feuchte“ oder das „Lugen-Eck“, das „feuchte“ wohl deshalb, weil die dort sich versammelnde feuchtfröhliche Gesellschaft nicht unbeträchtliche Quantitäten von Feuchtigkeit in Gestalt des edlen Gerstensaftes in die durstigen Kehlen zu gießen pflegte, und „Lugen-Eck“ vielleicht auch nicht ganz mit Unrecht deshalb, weil die dort aufgetischten Geschichten nicht immer den Stempel unanfechtbarer Wahrheit trugen.

Besonders an den sogenannten „Gesellschaftstagen“, den Samstagen, woselbst sich strenge verabredeter Maßen die Hubertusjünger des Ortes an der Tafelrunde einzufinden hatten und jeder nicht Erscheinende, der ohne glaubhaft beizubringenden Grund für sein Ausbleiben fehlte, am nächsten Gesellschaftsabende einen „Jackel“, wie der große viermäßige Krug auf dem Eichensims oberhalb des Stammtisches hieß, zu zahlen hatte, ging es an besagtem Stammtische hoch und lebhaft her, denn an diesen Tagen pflegten auch der Herr Oberförster, der Herr Förster und die zwei Gehilfen als die offiziellen Vertreter des edlen Waidwerks im feuchten Eck zu erscheinen, wo sich außerdem, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die „fakultativen“ Jagdfreunde, wie der Herr

Doktor und einige Herren vom Gerichte schon eingefunden hatten.

So war es auch heute. Ganz hinten in der Ecke, wie in einen Lehnstuhl hineingegossen, saß gerade unter dem „Jackel“ der sehr wohl beleibte Herr Amtsrichter und blies mit Grandezza den Rauch seiner Havanna zweifelhafter Güte, die von seinen boshaften Jagdfreunden „Freimaurer“ genannt wurde, da die Maurer sie im Freien rauchten wie man sagte, in die Luft, den erwartungsvollen Blick auf die Tür gerichtet, der Herr Notar neben ihm, dessen riesige Brille ihm das Aussehen eines Chamäleons gab, tat dasselbe, nur hin und wieder mit krampfhaft ausgekegelten Augäpfeln nach der seitwärts hängenden Uhr schielend, und die Herren von der grünen Gilde, der Herr Oberförster und der Herr Förster mit den Gehilfen hatten sogar einen interessanten Disput über die Schliche Freund Reinekes unterbrochen und richteten auch ihrerseits das scharfe Jägerauge auf die Türe. Man erwartete offenbar jemanden, dessen Ausbleiben störend wirkte und einer Erklärung bedurfte.

Endlich hielt es der Herr Oberförster, der bisher dumpf brütend riesige Rauchwolken aus seiner umfangreichen Pfeife gesogen hatte, nicht mehr aus und unterbrach die feierliche Stille mit den Worten:

„Ja Kreuzbirnbaam und Hollerstauden, wo bleibt denn heut der Doktor so lang!“

„I sag’s ja“ ... „Dös is’s eben“ ... „Da hört si’ ja der ganz Gmüashandel auf“ ... „An Jackl muaß er zahl’n“ ... scholl es in Antwort auf diese Rede bunt durcheinander und jeder der Anwesenden zog die Uhr, um sich durch Augenschein von dem Grade der Säumigkeit des braven Jüngers Aeskulaps zu überzeugen.

„Er kimmt nimmer, gar koan Schein,“ meinte endlich der Förster, „da muaß’s was geben haben mit aner Krankheit.“

„G’wiß zwickt der Teufel wieder so ein altes Felleisen von aner alten Schachtel in Bauch, daß’s glei an Dutzat Dökter und

an Schaupen Geistli' braucht," wetterte der Oberförster .. da soll doch glei' a heiligs Kreuzteufels ...."

Aber der gestrenge Herr Oberförster kam nicht weiter, denn eben trat der so sehnlichst erwartete Doktor aufgeregt in die Stube. Den Wartenden erstarb die in Bereitschaft gehaltene Strafpredigt auf der Zunge, denn sie sahen sofort aus dem ganz veränderten Wesen des Freundes, daß sich etwas Besonderes zugetragen haben müsse. Die unisono erwartungsvoll vorgebrachte Frage lautete daher auch nur:

„No, was is' los, Dokter?" Und aller Augen richteten sich neugierig auf den Gefragten.

„I waar scho' lang dader," begann dieser ... „i bin scho' am Weg g'wen daher, ... da rennt auf oamol die Köchin vom Herrn Pfarrer auf mi' los und schreit schon von weitem:

„Aus is's, g'feit is's, Herr Dokter, um aller Heiligen willen, schiaben S' ... der Herr Pfarrer hat vergifte Schwammerln 'gessen ... o mei' liabe Muatter Gottes vo' Altötting steh' uns bei ..." —

„Was der Herr Pfarrer" ... „vergifte Schwammerln" ... „waar nöt aus," rief alles durcheinander, aber der Doktor fuhr fort.

„I' renn also wia a Spitzbua in Pfarrhof eini und auffi zum Herrn Pfarrer ... da sitzt er z'sammazog'n wia a Kreuzerstrick auf'm Kanapee, halt' si' mit die zwoa Händ an Magen und sauft oamol über's ander Mal aus seiner großmächtigen Schnapsflaschen vor eahm!"

„In Gotteswillen", schrei i, „Herr Pfarrer, wo feit's denn ... wia kemman's denn derzua, giftige Schwammerln z'essen ..." der aber schaugt mi ganz baff und pomadi an und sagt ganz trucka: „Wia .. was .. vergifte Schwammerln?"

„Au weh", denk i mir, „dem hat das Gift scho 's Hirn ang'griffen und sag aa ganz oafach: „No, i moan halt, wenn mir a bissel zum Speiben einnehma taten, Herr Pfarrer!" Da aber sagt er wieder ganz daasig und schwachmächtig:

„Zum Speiben? Na, Doktor, mir waar'n's gnua, dös G'schäft hab i iatzt so schon a Stund lang b'sorgt, daß mir der Magen ganz kalt wird, wia von an Toten, daß i'hn kaum mehr mit mein Zwetschbenschnapsl derwirmen ko ... mir gang'st!"

„Ja", sag i, „aber d'Köchin is do zu mir abi g'laufen und hat schon von weitem brüllt und g'heult, daß der Herr Pfarrer vergifte Schwammerln 'gessen hätt'?"

„So", sagt da der Herr Pfarrer wieder ganz kaltblüatig, „da hat mi halt die alt' Urschel falsch verstanden, i hab' nur g'sagt, dö Schwammerln sein dös reinste Gift für mi und i derf koa mehr essen!"

„Jatzt so was" ... „no Gott sei Dank" ... „dös Himmelherrgottsakramentskameel von Köchin" ... „i gaab koan Tropfa Bluat mehr" ... rief es jetzt durcheinander und auch der Doktor bekräftigte: „I muaß 's sagen, mir is der Schrecka aa in alle Knochen g'fahren!" —

Die sonst so fidele Stimmung wollte natürlich an diesem Abend nicht mehr wiederkehren und das allgemeine Gespräch drehte sich, als man sich einigermaßen von dem augenblicklichen Schrecken, den des Doktors Erzählung wachgerufen, erholt hatte, um Vergiftungen aller Art, und naturgemäß auch um deren Bekämpfung durch Gegengifte.

„Was hätt' m'r iatz tuan müassen, wenn der Herr Pfarrer wirkli vergifte Schwammerln 'gessen hätt'", meinte nachdenklich der Förster.

„Mei", lautete die fachmännische Aufklärung des Doktors, „zum Speiben eingeben, daß das Gift außikimmt und nachdem kuahwarme Milli a paar Maß saufen, daß der Magen und die Darm g'schmirbt wer'n und dös Gift nöt a so angreifen kann".

Je mehr nun aber der erste Eindruck des Schreckens in Anbetracht der glücklichen und eigentlich humoristischen Lösung des Ereignisses aus den Gemütern der Hörer schwand, um so mehr regte sich der Schalk in denselben und das „Lugen-Eck"

trat in seine Rechte. Nebenbei trieb der tief eingewurzelte Volksaberglaube seine Blüten.

„Und dös sag' i", meinte der alte Reisjäger, der „Jagerfertl", der seit langem wegen seiner Bescheidenheit die hohe Ehre genoß, am Stammtisch der Großen zugelassen zu sein, „nix Bessers z. B. geger an Hundsbiß von an winnigen*) Hund gibt's gar nöt, wia drei Haar von dem winnigen Vieh auf die Wunden z'legen und drei Vater-Unser andächtig drüber z'beten".

„Und dös is a wahr", meinte der Förster, „daß die angenehmst' Vergiftung der Biß von aner Kreuzotter is!"

„Wia so?" meinte die Runde.

„No, sehcht's, das best' Gegengift geger den Otterbiß is bekanntli' a sakrisches Lackerl Schnaps, da kann sich der Mensch also einmal auf eine anständige Weis' einen ordentlichen Schnapssabel andufeln, und zwar nicht aus angeborner B'soffenheit, sondern aus Selbsterhaltungstrieb. Dös wird wohl nobler sein!" — „Is aa wahr", meinte man lachend, aber der Herr Oberförster, der schon lange mit verschmitzter Miene diesem Gedankenaustausch zugehört hatte, begann jetzt:

„Is mir alles recht, aber dös Allerscheußlichst' in mein Leben is doch dös g'wen, wia mei Alte si' aus Verseh'g'n mit Quecksilber vergift' hat".

„Mit Quecksilber?" — „Ja da haben wir ja no gar nix dervon g'hört, Herr Oberferschtner, daß si' ihre Frau Gemahlin amal mit Quecksilber . . ." „Erzähl'ns doch die trauri' G'schicht", erging es von allen Seiten an den würdigen Herrn, der mit ernster und bekümmerter Miene, wie es zur Erinnerung an das gräßliche Vorkommnis paßte, am Tische saß.

„Mein Gott", begann der Oberförster, „i hab da in meiner Hausapotheken neben verschiedene Pulverln und Tropfen auch a Glasl mit Quecksilber g'habt, dös mir amol von an zerbrochenen Barometer ausg'laufen is und das i der Vorsicht halber aufg'fangt und aufbewahrt hab. Mei Alte kriegt amal, während dem i in

*) wütenden.

der Nacht aus war und auf a paar Halunken paßt hab, a furchtbares Zwicken und Reißen im Bauch, daß's meint der Teufel tät drinn mit feurige Kugeln Kegel scheiben und in ihran Wehdam und in ihrer Angst rennt's halt an d'Apotheken hin und sauft das Glasl mit die Magentropfen, wie sie g'meint hat, auf ein Zug aus. Aber, wia da Teufel sei G'spiel hat, hat sie statt die Magentropfen das Quecksilber derwischt und ausg'soffen".

„O heiliger Geist", flüsterte es erwartungsvoll in der Runde.

„Wia i hoamkimm", fährt der Herr Oberförster fort, „bin i schier vor Schreck in d'Froas g'fallen. Wia i in d'Stuben neinkimm, hab i nit anders denken können, als mei Alte is narrisch wor'n, tobsüchtig, veitstanzerisch oder so was ähnliches. Sie hat si' infolge von dem beweglichen Quecksilber im Leib nimmer staad halten können und is umananderg'hupft und hat mit Händ' und Füaß' in der Luft rumg'haut, gar koan Schenierer hat's mehr g'habt und hat vor meine Augen im Hemat g'moastert als wollt's an Schuahplattler tanzen. I hab d'Augen aufg'rissen wia d'Salzbixeln, denn i hab von der ganzen G'schicht gar nix begriffen. Da macht mei Alte wieder a paar Hupfer wia a Ballet-Tanzerin und halt mir a Glasl unter d'Nasen und schreit: „Franzl, hilf, i hab dös Glasl ausg'soffen!" Jetzt freilich is mir a Liacht aufgangen, woher dö quecksilberne Lebendigkeit kimmt und i bin g'rennt, was i hab kinna, mei Alte durch dös oanzige Gegengift, dös's gegen's Quecksilber gibt, von ihre Leiden zu befreien . . . was hab' i sunst tuan wollen . . ."

Hier machte der Herr Oberförster eine lange Pause, um sich mit bekümmerter Miene aus dem Kruge zu stärken und die ausgegangene Pfeife umständlich wieder in Brand zu setzen. Da aber konnte sich der neugierige alte „Jagerkertl" nicht mehr halten, zu fragen: „No, und was haben's nachher tan, Herr Oberferschtner?"

„I' hab' meiner Alten Glasscherben eingeben . . . da is das Quecksilber weggangen als lauter . . . Spiagel!"

Unrecht Gut gedeihet nicht!

Der Jäger Sebastian Kripser, vulgo Kripserwastl, der zugleich der Diener und sozusagen auch der Vertraute seines Herrn, des alten gemütlichen Majors X., schon seit dessen Leutnantszeit war, graubärtig und abgehärtet, wie der bejahrte Offizier — dieser Kripserwastl hatte sehr viele gute Eigenschaften.

Als Jäger war er schneidig und verstand auch etwas vom edlen Waidwerke, als Bursche war er verschwiegen und bewies oft eine Umsicht und Gewandtheit in verzwickten Situationen, die in den Tagen der Geldklemme, der Liebesaffären und anderer Klippen der seligen Leutnantszeit des alten Majors sich oft gerade in einer alle Schwierigkeiten nivellierenden Kraft eines Finanz- und Intriguantengenies äußerten, so daß Kripser unbedingt heute noch als ein Prachtkerl angesprochen werden müßte, wenn es eben etwas Vollkommenes unter der Sonne gäbe.

Aber, wie selbst auf der leuchtenden Oberfläche des reinen Tagesgestirns Flecken haften, wie solche die mildglänzende Scheibe der keuschen Luna aufweist, so hatte auch die Seele Wastls ihre Makel und Flecken. Es waren dies die Schatten einer eigentümlichen Geschmacksrichtung Wastls, der stark für chemisch-technische Produkte, wie gebranntes Wasser: aqua usta, „Traubensaft: succus uvarum, sowie auch für den sogenannten „Gerstensaft": decoctum hordei compositum inklinierte, welch letzterer sich, wie bekannt, aus Bilsenkrautextrakt, Glyzerin, sogenannten

„Kletzen“ oder gedörrten Birnen und Wasser zusammensetzt, wozu noch kleine Zutaten von Hopfen und Malz kommen, die aber auch wegbleiben können. Diese Ingredienzien, mit Wasser gekocht, geben eben dann die „Kletzenbrühe“, von den Optimisten „Gerstensaft“, von den Pessimisten „Dividendenscheps“ genannt.

Außer für die vorgenannten Erzeugnisse auf chemisch-technischem Gebiete hatte Wastl noch ein sehr großes, ins Gebiet der Botanik schlagendes Faible, nämlich für die Blätter der Nicotiana Tabacum und ganz besonders für diejenigen, die sich in gerolltem und getrocknetem Zustande in den kleinen, auf dem Sekretär des Herrn Majors stehenden Kistchen befanden, und deren bläulicher Duft beim Rauchen die Nase so lieblich umgaukelte.

So bezaubernd nun aber auch der Duft dieser sogenannten Zigarr'ln war, die neue Sorte, die seit ein paar Tagen in einem ganz kleinen Schächtelchen auf dem Tische des Majors stand, die mußte doch noch feiner sein, schon weil sie so klein und in so geringer Menge vorhanden war. Wenn der Herr Major das Schächtelchen nur einmal anpacken wollte, daß man dann hinterher das Fehlen von ein paar Stück nicht merkt!

Hoffen und Harren machen manchen zum Narren,
Doch geduldiges Harren bringt schließlich Zigarren!

Und so war es auch. Eines schönen Abends, als sich der Herr Major eben zum Gange auf den Ansitz anschickte, steckte er lächelnd und mit verschmitzter Miene einige Stücke der feinen Zigarren, ganz separat von den anderen in ein Papier gewickelt, zu sich. Mußte wohl etwas ganz Besonderes mit dem feinen Kraute heute Abend in der fidelen Gesellschaft vorhaben!

Jetzt geht's! Soll heute Abend ein Hochgenuß werden auf dem Hochstand. So denkt Wastl bei sich, während er dem Herrn Major alles zum Ausgange zurecht richtet und im Zimmer herumhantiert, wobei er bereits zwei der herrlichen Zigarren ganz unbemerkt hat „französisch“ verschwinden lassen.

Unbemerkt? —

O nein, die hellen Jägeraugen des alten Herrn haben den blitzschnellen Griff doch bemerkt, aber merkwürdigerweise schien sich der Herr Major darüber zu freuen, anstatt erbost zu sein, denn er sagte gleich darauf in bester Laune zu Kripser: „Wastl, ich geh' heut' in die Lahnersulzen auf den Sechserbock. Geh' du in die Grabenleiten, wenn dir ein Bock kommt, gehört er dir, damit du auch bei Zeiten heuer dein' „ersten" kriegst."

Sakra, die Freud'! Der Herr Major gibt ihm wieder einen Bock frei! Da freut einen Jäger auch die Arbeit, wenn er auch 'was schießen darf und nicht bloß den Holzgendarm machen muß. Und diesem guten Herrn hat er gerade wieder zwei Zigarrln „ausgeführt"! Wastl überkommt es wie Beschämung, und er bedankt sich recht schön bei dem Herrn Major für die Streckerlaubnis.

Die kurze Jagdtoilette ist fertig, Wastl hat dem Herrn Major das Taschentuch, die Dose, das kurze Jagdpfeifchen, die Zigarrenspitze und alle sonstigen Kleinigkeiten, die derselbe nach dem Ansitz im fröhlichen Freundeskreise etwa benötigen möchte, fein säuberlich zurecht gelegt, und bald sind Herr und Jäger auf dem Wege zum Abendansitz. Bald aber trennen sich ihre Wege und nicht lange nachher sitzt der Herr Major auf dem bequemen Hochstand in der Lahnersulzen und Wastl tront auf dem luftigen Hochsitze in der Grabenleiten.

Immer länger werden die Schatten der Fichten auf der Blöße, der Abend sinkt herein, feucht und kühl, der dämmerstille Wald entschlummert allmälig . . . . . welche Poesie — wenn die Teufelsschnacken nicht wären! Aber diese bissigen Bestien wollen wir schon wegdampfeln! Bis der Bock austritt, hat es noch Weile, das weiß Wastl, und er zieht daher eines der feinen Zigarrln aus der Tasche und steckt es vorsichtig unter dem Hute mit einem Schwefelhölzl in Brand, und macht unter wonnigem Empfinden ein paar Züge, den Rauch vorsichtig in dünnen, durchsichtigen Wölkchen abziehen lassend.

Ist erst nicht einmal so fein, das Kraut, wie der Wastl

vermutet hat. Merkwürdig, warum sich der Herr Major die Sorte angeschafft hat?

Aber jetzt heißt es aufpassen! Dort unten aus dem Winkel der Blöße muß „er" jetzt bald kommen.

Es dauert auch nicht mehr lange, da ist die Geiß schon da, sichert und wachelt mit den Losern. Alles sauber, die Geiß beginnt zu äsen .... da tritt auch vorsichtig sichernd der Bock aus.

Wastl sitzt wie eine Bildsäule. Ein Schnack bohrt eben den mörderischen Stachel tief in Wastls Nase. Wastl grinst vor Schmerz und fletscht die Zähne, aber er zuckt nicht.

Jetzt steht der Bock breit.... Wastl zieht auf.

Hol's der Teufel, jetzt hockt schon ein halbes Dutzend dieser Malefizschnacken auf Wastls Nase und schwelgt in seinem Blute. Wastl hält es nicht mehr aus, der Bock hat den Grind aufgeworfen und äugt, Wastl hat halb aufgezogen, der Bock äugt den wie ein Stein unbeweglichen Jäger verständnislos an .... jetzt senkt er den Kopf wieder und beginnt zu äsen. Nun ganz aufgezogen .... aber die Schnacken auf der Nase strampeln vor Vergnügen mit den Beinen, die Stacheln in die Nase bohrend.

Wastl will sie mit einem kleinen Rauchwölkchen aus der Zigarre verscheuchen, es ist nicht mehr zum Aushalten und so — kann er nicht schießen. Vorsichtig saugt er aus der Zigarre, da ..... Pscht — Pscht! Ein Feuermeer vor den Augen — ein Schrei — ein Knall .....

Wastl ist im Schrecken aufgesprungen und über den Stand hinuntergefallen, das Gewehr ist ihm schon droben vor Schrecken losgegangen.

Er richtet sich auf im weichen Moos. Was war das? Ist der Blitz aus heiterem Himmel niedergefahren? Plötzlich hat es vor seinen Augen geprasselt, Feuersternchen in allen Farben haben vor seinen Augen geblitzt und fort und fort hat es dann in der Luft geknattert! Sollte es die Büchse zerrissen haben? Aber der Wastl selbst ist heil, da liegt auch das Gewehr und ist auch ganz! War's Hexerei, war's Teufelsspuk?

Wastl kriegt die Gänsehaut, er rafft sich auf aus dem gespenstigen Walde zu eilen.

Zähneklappernd erzählte er bald darauf das grauenhafte Vorkommnis dem Herrn Major. Der aber lachte nur herzlich und sagte, Wastl auf die Schulter klopfend: „Siehst, Wastl, du hättest halt keins von meinen Feuerwerkszigarrln, die ich mir zum Jux gekauft hab', auf dem Hochstand rauchen sollen, dann hättst du dir den Bock nicht vergrämt und es wär' dir das Feuerwerk nicht vor der Nase abgebrannt!"

Au weh, die Schand'! Eingegangen und aufgekommen! Das ist eine höllische Malefizgeschichte, aber es ist wirklich wahr: „Unrecht Gut gedeihet nicht!"

Wia i z'nachst meine Strümpf' verlur'n hon'.

I' hon in mein Leben scho' viel verlur'n, i' mag's gar nit laugnen, aber meine Strümpf aus die Schuahch aussi hon i mein Leben no' nia nit verlur'n, söll is' iatzten dös erste Mol.

I' waß's no', wia i amol 'n Schnerfer mit samt die Hasen verlur'n hon, wia m'r der Teufel so, wia mer sagt, a kloans Dampfel auf'n Grind auffig'straat hat; es is' mer no' erinnerli', wia i' amal in der Hendljagd bei aner Prügelhitz a Paar Lackerln z'viel g'schluckt und nachdem auf'm Haamweg a Paar Galgen vuller Hendeln mit samt der Flinten verlur'n hon; vielleicht san s' mir, aa g'stohl'n wurn wia i' im Grabl neber der Straß'n grad a wengl dunselt hon; i' denk heunt no' dran, wia i' amal mei' Schilewestenleibel und d' Schuahch mit samt'n Schnerfer verlur'n hon, weil is Leibel und d' Schuahch unter Tag's auf der Birsch hon in Schnerfer einithon und baarfuaß birscht hon und weil i' auf d' Nacht, wia m'r ham a Paar Krüagel'n ausg'schleckt g'habt, vergessen hon, 's Leibel und d' Schuahch wieder anz'legen. Versteht si', daß der Teufel dö schöne G'legenheit nit auslassen hat, mir auf'm Ruckwechsel zu meiner Hütten 'n Schnerfer mit'm Schilewestenleibel mit die schön' Grandlknöpf und d' Schuahch z'drucken — der Fallot, der ganz ausg'schamte! I' hon mei' Sach' mei' Lebta nimmer z'seh'gen kriagt. Hin is' hin — i' mag' mi' gar nimmer irgern! Es san dös grad a Paar Beispieler,

— i' hon in mein Leben scho' no' mehra verlur'n, da wurd' i' gar nit firti, wann i's verzähl'n wollt, aber wia g'sagt, d' Strümpf aus die Schuahch aussi hon i' mei' Lebta' no' nia nit verlur'n und i' glaab, höhcher geht's a nimmer. — Loos't's, wia dös gangen is'.

Huck i' da neuli' muatterseelenalloan auf der „Post" in T. und schluck'n Roten, wia a Haifisch. J' hon außermüassen auf T., weil m'r z' Haus dö ganz Fresserei is' ausgangen g'wen und i nixen mehr g'habt hon, wia a Paar altbachene Trümmer Loabi'n. No, i' net faul, nimm'n Schnerfer am Buckel, steck a Paar Fünferhaderln in mein Zugledern' und schiab auf T. Durten hon i' mei' Sach kaaft und wia i' firti' g'wen bin, schiab i' in d' „Post" eini. Mein, bal m'r die ganz Zeit draußt umanander strawanzt und in lauter Wirtshäuser kimmt, wo a jed's Faßel scho' seit der Sintflut laaft, tuat's oam aa wohl, bal m'r amal'n richtigen Brocken und a saufbars Tröpfel kriagt. Also i' schiab in d' „Post" eini; i' hätt's aber nit toan sollen. Es kimmt da merschtenteils nix Guat's aussi. Allemal versauf i' an mortalischen Haufen Geld, die mehra Zeit kriag i' an Weltssabel, so daß i' schon diam glei' a Paar Täg hon auf der „Post" bleiben müassen, und wann mi' der Teufl richti' derwischt, aften führt er m'r an Jaager auf d'„Post" eini. Nacher is's allemal g'fehlt, a schiache Sauferei geht an und ham kimm i' nimmer. Akrat sitter is's m'r aa neuli' wieder gangen. J' hon schon zahlt g'habt und will grad abschiab'n, da geht d' Tür auf und einikimmt der Forstverwalter, a recht a netter, grüabiger Mann.

„Hab' die Ehr," schrei'n m'r alle Zwoa ananđer an, der Verwalter hockt sie nieder, i' schrei glei' nach an neuchen Liter, er aa, und so heben m'r halt zum Saufen und zum Hoa' g'rt'n an.

„Wia geht's enk mit'm Jagern?" sagt er.

„O mei", sag i', 's is' scho' bald der Sau z'schlecht," sag i'. Neuli' hab' i' wieder an Halunken am Achberg beim Mascheln derwischt und an ganzen Fetzenteufel Laafdohnen, Hasenlatz und Rehchmaschen g'funden . . . und wia m'r halt a so dischkrirt.

„Teat's bald epp's?" sagt er drauf.

„Meint's", sag i', „auf was soll'n mer riegeln. Auf dö Paar lumpigen Haseln is' pfiffen, höchstens daß m'r mit die hochstammigen Hundsviehcher dö anderthalben Reh, dö m'r ham, aa no aus'm Revier aussiteufeln kunnten. Wenn's mir nachgeht g'schiehcht nix, sag i', und was teat's ös?"

„Mir gengan", sagt er, „übermorg'n a Wengl in Zimmerberg; auf d' Nacht wackeln m'r dann auffi auf O. und schaugen am andern Tag am Simmering auffi. Bal S' mittoa mögen, sagt er, san S' eing'laden."

„Da bin i' da", sag i', „beim Dasein", weil i' g'wißt hon, daß am Simmering alleweil sakrische Böck stangan und aa Rotwild da is. Na, und mir dischkrirn halt a so furt und schließli' ham m'r 's ausg'macht, daß m'r uns am andern Tag gegen Abend auf der „Post" treffen wer'n.

I' bin mit mein vollpfropften Schnerfer und mit an Bombensabel durch dös stockfinstere Unterholz hoamzaxelt, daß s' mi' da und durthi g'haut hat und i' am andern Tag dös kaafte Fleisch im Schnerfer hon nimmer woachz'klopfen brauchen. G'wen is' mir am andern Tag im Magen, wia wann s' mer'n mit Baamöl ausg'waschen hätten, aber i' hon m'r a sakrische Brennsuppen mit recht viel Kümmi und Essi' kocht, hon' s' pfeffert kohlschwarz und dös Süppel hatt'n Woadsack glei' wieder eing'richt g'habt. Nacher hon i' mir mei' Fleisch zuag'setzt und hab's kröpft, hon abg'spült, aufg'ramt, hon mi' anzogen, rumpel in meine Schuahch nei', dö von den letzten Wetter her no' ganz stoahart und verboant waren, weil i' s' hon z'schmieren vergessen, schleng'n Schnerfer am Buckl, schmeiß'n Drilling umi und schiab aa, weil i' mi' hon 'scho' schlaun' müassen abi auf 'T., denn nix hon i' dicker, wia wann aaner z'spat ins Wirtshaus kimmt.

Wia i' grad am Forschthaus in T. vorbeirenna will, tuat's an Pfiff und es zoagt m'r oaner aa Mordstrumm Flaschen beim Fenster abi und winkt m'r damit auffiz'komma — der Verwalter. I' bin mit aa Paar Satz oben und mir ham a Paar Flascheln

von den „Ungarischen“ kost, wo der Verwalter g'schickt kriagt hat — a sakrisch rarer Tropfa!

Söllan, sagt der Verwalter, müaßt'n m'r morgen mitnehmen, no' und i' denk' m'r: Wannst sunst koane Schmerzen hast, söll kinnan m'r machen. Nachdem san m'r selbander, der Verwalter und i', auf d'„Post“ abi und haben g'saugt, wia a Paar Bluategeln. Sakrisch lang hat dö Sitzung dauert, weil erscht no' a Kolleg vom Verwalter spät mit der Bahn kemman is', der aa morgen hat mitjagern wollen, und so san m'r dag'hockt mit Augen, wia d' Krebsen, bis uns d' Schandarm mit eahnern ewigen „Polizeistund', meine Herr'n“ moralisch aussig'schmissen ham.

Kam lieg' i' a Paar Stund' in mein Weiher auf der „Post“, haut der Hausknecht scho' wieder an d' Tür oni und schreit: „Auf! Fünfe is'!“

J' schrei: „Woll!“ und rumpel mit'n Schädel an d' Wand an, weil i' auf der verkehrten Seiten hab' aufsteh'n wollen, wia i's derhoambd g'wohnt war.

J' schrei um d' Schuahch, dö no' nöt vor der Tür g'standen san und kriag's endli', aber no stoahirter und no boaniger, wia eh' schon, weil's dös damische Kuchelmensch auf den hoaßen Herd hat hing'stellt g'habt, wo's ausdürrt san, wia der alt Ramses von Egypten.

Js aa Wurscht! J' rumpel in d' Strümpf und d' Schuahch eini, sauf drunt im Wirtshaus, weil i' scho' wieder an Malefizkater g'habt hon, g'schwind a Paar Stamperln Schnaps und renn' nacher mit dem fremden Herrn, der aa auf der „Post“ übernacht' hat, zum Verwalter aussi. Und der, a freigebiger Mann, führt uns glei' in sein Weinkeller abi und hoaßt uns grad einschiaben, was Platz hat, daß m'r nit derdurschten. J' hon dadervor a aa sakrische Angst und hon'n Schnerfer vollpfropft, als hätt' i' drei Gamsböck drinn.

Aften san m'r abmarschiert, aber nit lang hat's dauert, da is' mir mit mein Kater von den gaachen Aufstieg und vor lauter Schleppen sakrisch letz wor'n, kalt g'schwitzt hon i und an

Kniaschnackler hon i fredi kriagt vor lauter „grauen Elend", so daß i' frei g'moant hon, i' kugel um. Obendrein ham aa dö Malefizschuahch ang'hebt, mi ganz verflixt z'drucken und bei dera Steigerei ganz ohne Steigel durch d' Kranawetten und d' Zundern auffi hon i' auf d' Letzt vor lauter Wehdam in die Läuf grad g'moant, i' hör d' Engerln im hohchen C pfeifen und grad nach Gott hätt' i schrei'n kinna.

Wia mer endli' an den erschten Bogen kemman, bin i' schon daherg'haatscht wia an alter Spitaler mit'n Zipperl in die Haxen. Kam steh' i' am Stand, hon i' natürli' nix Eiligers z'toan, wie die Malefizteufelsschuahch ausz'ziahgen und d' Strümpf abiz'toan, damit nachdem d' Läuf in dö z'sammg'schrumpften Schuahch drin mehra Platz ham und nimmer so blutseli' weh toan.

Grad bin i' firti' und bin baarfuaß in die Schuahch drin, da geben die Dackeln auf der Leiten oben Laut, aber d' Jagd is' von mir weggangen und weil i' eh g'wißt hon, daß der Bogen lang dauern werd' hab i' oa Flaschen vom Verwalter sein „Ungarischen" aus'n Schnerfer auffi g'langt und hon's g'suffen. Wia aber die Teufishund garnit zum Jagen aufhören und alleweil weiter wegkommen, hon i' no' a Flaschen auffig'langt und hon's aa g'suffen. Grad tuat's „Gluck! Gluck!", wia's letzte Tröpfel sauf, da bringt a Dackel an Hasen d' Leiten abi, wia's helliachste Dunnerwitter. J' reiß d' Praxen an d' Wang: „Bumm!" — der Has' zum Teufi. J glaab, 's hat's der „Ungarische" tan ... i' hon eahner zwaa Hasen g'sehgen und hon auf den falschen g'schossen.

A so is 's nacher furtgangen den ganzen Tag und auf d' Nacht san mir no auf O. gangen und ham anständi' pemselt. Mir hat d' Luft die Drossel a so ausdürrt, daß i' hon saufen müassen, wia an alter Kameelrammler in der Wüsten am Sterbtag seiner Schwiegermuatter und aa akrat so fidel bin i' wurn, wia söller an söllem Tag. Grad g'schnackelt hat's und Schnaderhüpfeln hon i' abig'haut — harbi! Wia nacher gar no oaner von die Jaager hat a Klampfen aufgabelt, is 's erscht recht grüabig

worn und mir ham mit die Dirndln vom Wirtshaus zum Schuahplatteln ang'hebt.

Fidel is 's g'wen, — aber a mortalischer Prügelaff is 's aa worn, bei meiner wenigstens scho'.

Wia i' in mei Schlafkammer auffikimm und d' Schuahch abi hon, bring i ums Verrecken d' Strümpf nit von die Läuf abi. Zupft hon i', 'zogen hon i', g'rissen hon i', wia a Narrischer, mit alle Heiligen hon i' per „Du" g'redt, am Spiagel*) hon i' mi mitten in d' Stuben auf'n Boden nieder g'hockt und hon zogen, daß m'r der Schwitz vom Grind abig'loffen is', wia a Brünnl, an Eselswuat hon i kriagt und g'fluacht, wia a Rohrspatz — aber d' Strümpf san nit abigangan. Mit der Hundslein' hon i' mir'n Haxen am Bettstattfuaß anbunden und bin wegkrochen ... was is 's g'wen? 's Bett hon i' von der Mauer wegzogen — aber dö Teufisstrümpf, dö miserabligen, san nöt abigangen.

Wann's mi' amol a so harbt, aften wiar' i schiach ... i' tua mein Knicker aussi und schneid dö Teufisstrümpf abi. Kam aber kimm i' mit'n Knicker an's erscht Läufel oni, gibts m'r an Stich und i' g'spür 'n Schwoaß dran abitröpfeln. Teufi, da muaß i mit'n Knicker a wengl z'tiaf durch dö verhexten Strümpf durhikemman sein.

I' pack's Licht und leucht' abi ... Himmelsaxen, was siehch i' da? I" hon ja gar koane Strümpf ang'habt! Sölle Teufisluadern hon i' — iatzt is 's m'r brühwarm eing'fallen — auf mein erschten Stand von heunt liegen lassen.

Sitta is 's zuagangen, daß i meine Strümpf aus die Schuahch aussi verlur'n hon. Teufi!

*) Kehrseite.

Der Wildschütz.

Eine wahre Begebenheit.

Den holperigen und steinigen Holzabfuhrweg hinab zu Tal in der Richtung der königlichen Oberförsterei zu X. an der bayrisch-tirolischen Grenze stieg ein trauriger Zug. Voran schritt der stämmige Jagdgehilfe Franzl, den kurzen Bergstutzen umgehängt, den Hirschfänger an der Seite und den derben Bergstock wagrecht in der nervigen Faust tragend. Ueber die Achsel aber sahen ihm die geschränkten Läufe eines Gams, den er wohlverwahrt im Rucksack trug und darüber hinaus ragte noch ein mächtig langes Ding, das aussah, wie ein Gewehrlauf.

Und richtig, der Franzl trug noch ein zweites Gewehr über den Rücken gehängt, das in seiner ganzen altmodischen Bauart sichtbar wurde, wenn sich der Franzl umdrehte und nach den vier Männern wartend zurückblickte, die ihm in einiger Entfernung mit ihrer Traglast folgten.

Es waren vier wetterharte Gestalten, groß, hager und sehnig, Holzknechte aus dem „Birg", Gestalten, in Wind und Wetter und harter Arbeit gestählt, die tiefeingeschnittenen Züge ruhig und kühn, als gälte es jeden Augenblick, einer verzweifelten Situation droben in den schaurigen Wänden kalt erwägend und furchtlos ins Auge zu blicken.

Um so düsterer blickten sie heute auf die Last nieder, die sie trugen, denn der, der da bleich und blutig auf der roh gezimmerten Bahre auf dem Tannenreisig vor ihnen lag, der war

ein Wildschütz, wie sie selber und ihre rauhen Herzen konnten nur zu gut mit ihm fühlen, wenn er auch keiner der ihrigen, kein Holzer, sondern ein „Herrischer“ war. Ohne sich über das Gefühl der Sympathie mit dem totwunden Manne da auf der Bahre Rechenschaft zu geben, fühlten sie sich doch unbewußt mit ihm eins. Waren es doch die gleichen Motive, die gleiche glühende, unbesiegbare Leidenschaft, die jenen auf des verbotenen Waidwerks Pfade gelockt, die ihnen selbst schon so oft den Stutzen in die schwielige Hand gedrückt.

Ja, ein „Herrischer“ war der, der da auf der Bahre toteswund zu Tal getragen wurde, ein junger Student aus der Stadt, kaum über zwanzig Jahre alt. Das wird ein Schauen und ein Gerede im Dorfe geben, wenn man den Schwestersohn des Herrn Doktors selber als Wilderer angeschossen aus dem „Birg“ zurückbringt.

Schau, schau, also auch die Herrischen gehen „wildeln“ und da heißt's dann von unsereinem, einem armen Holzer, der auch nichts anders tut, er ist ein „Lump“. Eigentlich sollt' man doch alle Leut' über einen Leisten schlagen auf der Welt nach ihrem Tun und Lassen.

Dieser Gedanken und Schlüsse konnten sich die Holzer doch nicht erwehren, als sie einmal über die ersten alle anderen Erwägungen zurückdrängenden Sympathiegefühle für den Verwundeten hinweggekommen waren.

Aber auch der dem Zuge voranschreitende Franzl, der mit dem jungen Menschen droben im Gamsgebirg zusammengetroffen war, auch er war ganz von dem Vorgefallenen eingenommen.

Wer hätte das gedacht? Der Neffe vom Herrn Doktor, der aus der Stadt von der „Studi“ auf Ferien beim Onkel anwesend war, der — ein Wildschütz! Das wird ein Geschrei geben! Aber Franzl selber hat sich keinen Vorwurf zu machen; es ist alles richtig nach Recht und Gewissen zugegangen.

„Da feit si' nix!“ brummt Franzl im Gefühle seines pflichtgemäßen Handelns vor sich hin. Heute am Sonntag in aller

Herrgottsfrüh, schon beim ersten Morgengrauen ist Franzl zu Berg gestiegen. Auf einem eine weite und freie Umschau gewährenden und doch selber gedeckten Schrofen hat er sich mit dem scharfzeigenden Glase angesetzt zur Umschau und Wacht über das Revier. Der Sonntag, besonders die Zeit des Gottesdienstes, ist die gefährlichste fürs Revier, denn da hat die schwarzgehende Bande am besten Zeit zu ihren verbotenen Jagdausflügen. Das ist also auch ein Fingerzeig für den sein Revier schützenden Jäger, an diesem Tage ganz besonders wachsam zu sein.

Und so hat's auch der Franzl gemacht. Von seinem Beobachtungsposten aus kann ihm nichts aus, was vom Tal hereinkommt in den Kessel.

Und richtig, es mag so fünf Uhr morgens gewesen sein, einzelne Gams haben schon angefangen, von den Aesungsplätzen hoch in die Wände zu ziehen, da sieht Franzl Einen einsteigen und das Glas zeigt ihm, daß er eine „Bix" trägt. Himmelsakra, wie regt sich da das Jägerblut! Franzls Pulse fliegen und heißer Grimm schwillt ihm aus dem Jägerherzen. Wie ein Aal gleitet er von dem Schrofen herunter und sein Plan ist fertig.

Der „Lump" — und unter diesem Kollektivbegriff vereinigt der Bergjäger alle seine Widersacher auf Waidwerks Wegen — der „Lump" steigt durch die Teufelsreißen das Hochjoch an, wo die besten Einständ für die Gams sind.

Heiliger Hubertus und jetzt grad ist's die rechte Zeit. Jetzt gehen die Gams hoch und wenn sich der Kerl am Grabenwechsel, dem Zwangswechsel, den die Gams annehmen müssen, um über die Lahnerleiten auf den Grat zu kommen, ansetzt, so müssen ihm die Gams im Gänsemarsch auf dem schmalen Band in der Wand kommen. Ein alt's Weib könnt' da ein'n niederknallen. Aber auskommen tut er dafür dem Franzl auch nimmer, wenn er, der Franzl, sich unterhalb der Lahnerleiten an der Teufelsreißen ansetzt und auf den Kerl in den Zundern*) paßt, denn auch der muß wieder den Weg abi**), weil's ganz einfach kein' andern

*) Latschen, Legföhren. — **) herunter.

gibt. Und ein Gefühl siegesgewissen Triumphes überkommt Franzl beim Gedanken an die ihm sichere Beute.

Aber noch keine halbe Stunde hat sich Franzl unter diesen Erwägungen auf den Frevler zugebirscht, da „tuscht" es schon oben am Grabenwechsel. Schier umreißt es den Franzl und einen Fluch ausstoßend droht er gegen alle Vorsicht mit der geballten Faust hinauf in die Gegend des Frevels. Nun geht's aufwärts, so schnell die sehnigen Kniee tragen, daß die Knochen knacken, aber trotzdem wird alles „Steineln" vermieden und schweißtriefend vom raschen Aufstieg und schwer atmend, aber doch ruhig und mit Falkenblicken spähend, steht der Franzl bald darauf gut in den Zundern gedeckt auf seinem Anstand an der Teufelsreißen.

„Du g'hörst mir", jubelt es in seinem Innern und fester umspannen seine Hände den Kolben der Büchse.

Herrliche, erwartungsvolle Minuten! Nur wer euch selbst gekostet in eurem prickelnden, berauschenden Hochgefühl, vermag euch zu preisen, wie ihr es verdient. Ein Feigling, der da an sich selber dächte! Die nächste Minute gilt Mannesmut und Mannes- kraft zu messen. Ich erkühne mich nicht, mit schwachem Wort den Siegesstolz beschreiben zu wollen, der des Jägers Herz zum Zerspringen schwellt, wenn er zu Tal zieht, der Ueberwundene vor ihm herschreitend mit gesenktem Haupt.

Die Allgewalt dieser Gefühle hat auch Franzls Brust durch- tobt, als er stand und lauschte und spähte, jeden Muskel gespannt. Endlich beginnt's oben in der Reißen zu „steineln". In die Zun- dern geduckt, nimmt Franzl das Glas ans Auge.

Richtig! Da kommt er, den Gams am Buckl! Na wart!

Und näher uud näher kommt der Erwartete. Die Joppe hat er ausgezogen und durch die Riemen des Rucksackes gesteckt, der den Gams birgt. Ueber dem blendend weißen Hemd auf der Brust hängt quer die Büchse, knirschend bohrt sich der Bergstock in die Seitenwände, sicheren Tritt und Sprung gewährend. Keine Ahnung hat der Wilderer von der Nähe seines Todfeindes, der ihn mit grimmigem Lächeln erwartet.

Der Jäger hebt die Büchse. Das Korn sitzt wie festgenagelt auf der Brust des Gegners. Ein Druck und es wäre . . . Aber nein, all's muß richti' geh'n.

„Halt! Koan Rührer, oder . . .“ donnert Franzl in grenzenloser Wut den Wilderer an, aber so „z'niacht“*) und geschmeidig das Bürschel ist, so flink ist es auch. Blitzschnell trägt es ein Seitensprung in die Latschen und da fährt auch schon die Bix gegen den Jäger auf. Aber im Berg gilt der Grundsatz: „Der G'schwinder, der G'sünder“. Schon schnallt's beim Franzl, ein gellender Schrei drüben in den Latschen und wimmernd und stöhnend wälzt sich der Verwegene dort.

Bevor Franzl die Deckung verläßt, äugt er erst die ganze Umgebung, alle Wände und Schrofen mit dem Glase ab, ob nicht etwa ein Komplize des Erschossenen um die Wege ist, denn sonst ist Franzl's erster Schritt aus der Deckung sein letzter. Aber nein, der Bursch scheint allein gewesen zu schein, nichts ist zu sehen, nichts rührt sich, also eilt Franzl zu dem Angeschossenen hinüber.

„Jeß-Marand-Josef!“ entfährt es dem Jäger, als er jetzt den hingestreckten Gegner erkennt. „Der Herr Student . . . wia kimmt den der . . . ?“ Der junge Mensch liegt regungslos, ohnmächtig, aber aus der Kugelwunde in der Brust quillt noch das Blut in ersterbenden, hüpfenden Wellchen.

Fassungslos im ersten Augenblick starrt Franzl auf den Sterbenden. Wenn er auch nicht anders handeln konnte, sonst läge er selber jetzt drüben, das Mitleid zieht doch in sein gutes Jägerherz. „J' hab's nöt wollen . . . warum hast d'Bix aufzogen . . . i' hab nöt anders könna“, murmelt er, als wolle er das bleiche junge Blut da vor ihm um Vergebung bitten. Es war harte Pflicht.

Nun aber ermannt sich Franzl. Nach der Erstarrung des ersten überwältigenden Gefühls treibt ihn ein mächtiger Impuls zu helfen, was noch zu helfen ist und mit Tigersätzen geht es

*) (zu nichts) = schwächlich.

abwärts, wie nur der pflichttreue Gebirgsjäger zu rennen vermag, wenn es Wichtiges gilt. Hinunter stürmt Franzl auf den tiefer gelegenen Holzschlag, mit fliegenden Worten berichtet er dort den Holzern das Geschehene, die wetterharten Bursche greifen zielbewußt und ruhig handelnd zu und bald geht es mit der fertig gezimmerten rohen Bahre unter Franzls Führung wieder hinauf an den Ort des Geschehnisses. Sorgsam wird der Verwundete notdürftig verbunden auf die mit Tannenreisig belegte Bahre geladen und dann geht es vorsichtig hinunter. Als man aber den traurigen Transport vor der Tür der zunächst gelegenen Oberförsterei niedersetzte, um dort dem Schwerverletzten die erste Hilfe zu bringen, da barg, als man den Wettermantel abhob, der sie schützend bedeckte, die Bahre eine Leiche mit verglasten Augen.

Was soll ich Dir, verehrter Leser noch sagen? Dramen, wie das geschilderte, spielen sich ja leider so viele in unseren Bergen ab. Ungewöhnlich ist hier nur, daß ein junger Mann der besseren Gesellschaft ein Opfer seiner Jagdleidenschaft, seiner phantastischen Jugendträume wurde. Und doch ist es vorgekommen.

Ein junger Mann aus bester Familie hat, hingerissen von seiner glühenden Phantasie, vielleicht auch bezwungen von der ihm angebornen Jagdleidenschaft, in der Romantik des Wilderertums die Verwirklichung seiner phantastischen Neigungen gesucht. Mit dem von einem wilden Gesellen, der wohl selber freventlicher Weise in der Seele des leicht zu entflammenden jungen Mannes die unselige Jagdleidenschaft schürte, geborgten altmodischen Stutzen hat der Unglückliche seine geheimen Birschgänge in den wildreichen Revieren unternommen, in denen er als Sommerfrischler weilte, sein Unstern hat ihn mit dem Jäger zusammengeführt, die Verzweiflung über die Entdeckung und deren Folgen hat ihm, unbewußt über sein Tun, die Büchse an die Wange gerissen und — der Jäger war flinker als er. Er handelte in berechtigter Notwehr. So war es einst. Leider! Nur daß der Betreffende kein Student und sein Onkel kein Doktor war. Im Friedhofe zu Partenkirchen im bayrischen Oberland berichtet dir, lieber Leser, eine

verwitterte Tafel von dem tragischen Geschick des jungen phantastischen Mannes aus längst vergangenen Tagen.

Wer möchte ihn verdammen? Wer von uns ohne Fehl ist, der werfe den ersten Stein auf ihn! Schade um ihn. Es war Jugendtorheit, Jugendfeuer, vielleicht auch reine Liebe zum Waidwerk, aus der vollen Erkenntnis seiner hehren Reize geboren. Schade um ihn! Mut verriet sein Tun auf alle Fälle. Es wäre ein starker Charakter geworden.

Sei ihm die Erde leicht und begnade ihn der Allgütige zu fröhlicher Urständ!

Der Armenseelen-Vorreiter.

Der Allerseelentag war wieder einmal ins Land gekommen, und mit ihm die Toten- und Geisterstimmung, die mit all ihrem mystischen Grauen und Trüben doch auch etwas Poetisches an sich hat. Ein gewisser Zug des Ernstes prägt sich an diesem Tage in der ganzen Welt des Lebenden aus. Ist dieser Tag ja doch der Gedenktag der Toten, der abgeschiedenen Geister.

Ja Geister! Welcher Spielraum ist bei Nennung dieses Wortes nicht der Phantasie und dem Aberglauben gegeben.

Nicht immer ist der Aberglaube lächerlich und verächtlich, und auf jeden Fall hat er etwas Poetisches an sich. Lächerlich und verächtlich ist der Aberglaube jener Bevölkerungsschichten, die gemäß ihrer Bildung darüber erhaben sein sollten und könnten, ihm aber anhängen, weil er ihr, durch alle möglichen Lebenstorheiten herabgekommenes und abgestumpftes Nervensystem kitzelt. Aber nicht lächerlich, sondern sehr verzeihlich und begreiflich ist der Aberglaube jener Individuen, die bei beschränkter und mangelhafter Durchbildung des Charakters und Geistes ihr Leben lang im Kampfe mit feindlichen Gewalten zubringen, mögen diese Schrecknisse in dem Wüten entfesselter Elemente, in der drohenden Gefahr menschlicher Gegner oder zu fürchtender Tiere liegen.

All dies Grauen umgab den Waidmann früherer Zeiten. Wilderer schlimmster Art bedrohten sein Leben, der starke Bär, der hungrige Wolf, der gewaltige Keiler forderten kaltes Blut,

einen kühnen und kraftvollen Arm. Das Heulen des Sturmes, das Krachen des Donners, das Zucken des Blitzes in rabenschwarzer, grauenvoller Nacht im wilden, unendlichen Forste, das geisterhafte Aechzen und Stöhnen der Bäume, das Krachen der geborstenen Waldesriesen, die die wütende Windsbraut wie Halme geknickt, die Angstlaute des aufgescheuchten Waldgetiers, das alles zu ertragen und darin nichts als eben das ganz natürliche Wirken der Naturgewalten zu erblicken, das erfordert eine Geläutertheit des Denkens, das heißt eine Bildung, ja man möchte sagen eine gewisse Blasiertheit gegen alles Großartige, wie sie dem im steten Verkehr mit der Natur lebenden Waidmanne vergangener Zeiten nicht eigen sein konnte. Ihm mußte das bleiche, geisterhafte Licht des Mondes nächtlicherweile im weiten, einsamen Wald gar wohl manch gespenstig Wurzelgeflecht gefallener Waldesriesen zu Kobolden und verschrumpften Zwergen umgestalten, und das Sausen der Windsbraut, das Angstgeschrei der Waldestiere konnte ihm nicht anders klingen, als der Lärm des Geistertrosses, mit dem der „wilde Jäger" durchs weite Getal und Gebirge braust.

Und so hat sich der Aberglaube, wenn auch in steter Verdünnung und Lichtung unter den Jägern erhalten bis auf unsere nüchterne poesielose Zeit. Sache des Gebildeten aber ist es, diesen Aberglauben geistig unter ihm Stehender zu schonen, und geradezu als unverzeihlich muß es gelten, wenn der geistig höher Stehende die seelische Inferiorität seines Nächsten dazu mißbraucht, sich mit dem Aberglauben dieses Nächsten einen übel angebrachten sogenannten „Jux" zu machen, der, wie wir im folgenden sehen werden, oft traurige Folgen haben könnte, wenn dies auch im gegenwärtigen Falle nicht stattgefunden hat, sondern mehr humoristisch endete.

Viele, viele Jahrzehnte sind seit jenem Allerseelenabende schon ins Meer der Vergangenheit hinabgesunken, an welchem am gemütlichen Stammtische eines altertümlichen Landwirtshauses einige Jünger St. Huberti beisammen saßen, darunter auch ein alter Forstläufer, den wir Walter nennen wollen. Der Alte war

ein Original. In den Taschen und um den Hals gehängt hatte er ein ganzes Arsenal von Amuletten und Zaubersprüchen, die ihn nach seiner felsenfesten Meinung gegen alle feindlichen Gelüste und Anschläge feien sollten, und sein Aberglaube und seine Gespensterfurcht standen in jähem Kontraste zu seiner mannhaften Schneid, wenn es galt, auch den gefährlichsten der Raubschützen unschädlich zu machen.

Diese Achillesferse des Alten war seiner Umgebung nur zu wohl bekannt und machte ihn besonders unter den „g'studierten" jungen Mitgliedern der personalreichen Oberförsterei zur Zielscheibe des Witzes.

Eben hatte an fraglichem Abend der alte Walter den Brotwecken auf dem Tisch, den einer der Gehilfen, wahrscheinlich absichtlich, die mehlige Seite nach oben, auf den Tisch gelegt hatte, umgekehrt, so daß die braungebackene Seite wieder nach oben sah, da gegenteiligen Falles die armen abgeschiedenen Seelen nach altem Volksglauben darüber hinmarschieren müssen, da griff die lustige Gesellschaft, der dieser Pietätsakt des Alten gegen die „armen Seelen" nicht entgangen war, das Motiv auf, und gar bald schwirrte es im Kreise von gruseligen Erzählungen und Gespenstergeschichten aller Art.

Da wußte einer zu erzählen, wie der Teufel in Froschgestalt an einem Kreuzwege hockend, diesen und jenen biederen Waidmann in seine Netze gelockt; der wieder kannte eine Geschichte, wo ruhelose Geisterseelen in Gestalt von hüpfenden Irrlichtern den Jäger nächtlich im weiten „Moos" irregeführt, ihn in den tiefen unergründlichen Sumpf gelockt hatten, wo er versank und, weil sündenbeschwert, im Stande der göttlichen Ungnade verstorben, nun selbst als ruheloser Geist über den modernden Gewässern schwebe, stets bereit, seinerseits arme Wanderer in den höllischen Pfuhl zu ziehen.

Die Wirkung dieser wenig erbaulichen Erzählungen auf den Alten war unverkennbar, und das Unbehagen war ihm am Gesichte abzulesen. Hatte doch auch er noch einen weiten Heimweg

vor sich, der ihn durch ein weites Moos führte, das noch gefährliche Stellen genug barg, und die Nacht versprach dunkel und feuchtnebelig zu werden.

Die boshafte Korona schürte das Mißbehagen des Alten durch neue Auflagen von Schaudermähren, und als man sich trennte, da hatten all die Geschichten die Einbildungskraft auch der Vorurteilsfreiesten so rege gemacht, daß sie jeden Strauch für den Teufel und jeden Klotz für einen Kobold oder anderen Adjunkten des Herrn Luzifer ansahen, wozu vielleicht auch der Gerstensaft das Seinige beitragen mochte.

Walter war unterdessen langsam fürbaß geschritten, nachdem ihm die gläubige Abbetung verschiedener Stoßgebete und frommer Sprüche sein seelisches Gleichgewicht so ziemlich wieder verschafft hatte. Dieses seelische Gleichgewicht erhielt aber einen gewaltigen Stoß, als er, mitten im Moos angekommen, ein geisterhaftes Stöhnen und Wimmern zu vernehmen glaubte, das gerade aus der verrufensten Gegend des weiten Mooses kam. Stockenden Atems lauschte der Alte ... da wieder ... ein ersterbendes, furchtbare Qual verratendes Stöhnen und ... entsetzlich, — dort schwebten einige zitternde Irrlichter über dem unendlichen Grabe. „Herr, gib ihnen die ewige Ruh!" betete Walter, aber nur neues Gestöhn antwortete, die Irrlichter schienen auszuschwärmen wie die Plänkler, vermutlich um Walter zu umzingeln, zu umhüpfen, ihn zu verwirren und ihn in den Abgrund zu führen. Immer näher kamen sie, die schrecklichen Geister mit ihrem furchtbaren Grabesgestöhn, das das Blut in den Adern erstarren machte. Kaltes Entsetzen fuhr dem Alten ins Gebein, wie festgebannt und gelähmt stand er zuerst auf dem Platze, dann aber löste sich die Erstarrung, und davon stürmte er keuchenden Atems, des Weges nicht mehr achtend, hinter ihm drein, schwirrend und flimmernd die Geisterlichter, die schrecklichen armen Seelen mit ihrem furchtbaren Klagelaut. Zuweilen klang es ganz deutlich auch wie Lachen hinter Walter. Hah, das war wohl das Gelächter des Bösen über den dem Verderben geweihten Alten, das war wohl höllisches

Hohngelächter? Keuchend, wie ein gehetzter Hirsch, strebte der Alte vorwärts, und schweißtriefend erreichte er endlich sein abgelegenes Heim, wo er sich die ganze Nacht über in aufregenden Träumen auf seinem Lager wälzte. — Zum guten Glück hatte die Hetze keine nachteiligen Folgen für die Gesundheit des armen Alten. Sie hatte nur eine moralische Folge für ihn, und die war noch zu ertragen, denn unter den Jungjägern, die dem Alten vorausgeeilt waren und ihm diese Geisterei im Moos vorgespielt hatten, hieß er fortan, da er vor den vermeintlichen „armen Seelen" hergejagt und geflohen war, nur mehr „der Armeuseelen-Vorreiter".

Der erkannte „Nikolo“.

Der Revierjäger Franzl und seine junge „Alte“ haben ein Paar Buben. Das wäre nun an sich nichts Wunderbares noch Erwähnenswertes, wenn es nämlich nicht ein Paar ganz außergewöhnliche Buben wären. Der Seppel und der Hans — so heißen die beiden Unterpfänder der Franzlischen Liebe — sind nun zwar nicht außergewöhnlich schön, auch nicht außergewöhnlich gescheit oder dumm, wohl aber ganz außergewöhnlich bös.

Ist nun zwar schon das Prädikat „bös“ meist das unzertrennliche epitheton ornans zu dem Worte „Bube“, sintemalen die Menschenkinder generis masculini in dem ersten Dutzend ihrer Lebensjahre in den allermeisten Fällen richtig als „böse Buben“ angesprochen werden können, bevor sie in die Lebensperiode der sogenannten „Flegeljahre“ eintreten, so traf dies doch bei den Herren Buben Seppel und Hansl in ganz außergewöhnlichem Maße zu, ja, hätte man sie peinlich genau nach dem Grade ihrer negativen Tugend ansprechen wollen, so hätte wohl nur der Begriff „bitterböse Buben“ diesen Grad sprachbildlich etwas veranschaulicht.

Also, der Seppel und der Hansl waren bitterböse Buben. Was das heißen will, kann nur der begreifen, der in seiner Jugend goldenen Tagen selber nicht allzu großen Sittsamkeits-Prinzipien huldigte; ein solcher wird aber zugleich auch wissen, was diejenigen ausstehen, die es mit solchen Buben zu tun haben,

seien es nun Eltern, Lehrer, Nachbarn, oder sonst Unglückliche, die der liebe Gottseibeiuns in den Bereich eines solchen Malefizbengels geführt hat.

Am meisten Wut und Aerger hat freilich der bedauernswerte Erzeuger solcher Individuen der Spezies „böser Buben“ auszustehen, denn an ihm geht, wie man im Volksmund zu sagen pflegt, bei allen Streichen seiner lieben Nachkommen „das Trumm aus“, das heißt, er hat nicht nur auf die Anklage seitens seiner hoffnungsvollen Sprößlinge angegaunerter Mitmenschen hin an Ersteren das Richter- und Rächeramt mit dem „Spanischen“ zu vollziehen, sondern er hat auch Letztere mit „schmalzguten“ Worten, verbindlichstem Grinsen und ciceronisch gewählten Redensarten zu besänftigen und gar nicht selten goldene und papierene Pflaster auf die Wunden zu kleben, welche irgend eine Schandtat seiner „bösen Buben“ ihren unschuldigen Seelen geschlagen oder gar ihren irdischen Leibern geschossen, geworfen oder sonst auf eine liebenswürdige Art beigebracht hat. Da heißt es dann oft für so einen bejammernswerten Vater, moralisch zum Schlangenmenschen werden und sich wie ein geölter Regenwurm aus all den mißlichen Affären ziehen, die seine Rangen ihm eingebrockt.

In diese wenig beneidenswerte Lage ist auch der arme Jagerfranzl schon öfter gekommen. Seine beiden Malefizbuben, der Seppel und der Hansl, sind zwar erst der eine acht, der andere neun Jahre alt, wenn es sich aber um die Erfindung und Ausübung eines Lumpenstreiches handelt, so zeigen sie die geistige Reife ergrauter Gelehrter und die Tatkraft gestählter Kriegshelden. Und nichts ist ihnen heilig.

Auf den Herrn Pfarrer, der auf den lauschigen Waldwegen, die zu Franzls Jägerhaus führen, so gerne in Gedanken versunken spazieren geht, haben sie schon, wenn sie sich gerade als Indianer auf dem Kriegspfade befanden, wie italienische Banditen im Hinterhalte liegend, ihre Pfeile abgeschossen, daß die Geschosse auf dem wohlgerundeten Rücken des ehrwürdigen Herrn klatschend abprallten und ihn jäh aus seinen sinnigen Betrachtungen rissen;

den altehrwürdigen Kater des Herrn Lehrers haben sie im Tellereisen gefangen, ihn mit Wagenschmiere „lackiert" und in diesem Zustande nach Hause geschickt, ja sogar an dem Dackel des eigenen Jagdherrn haben sie sich einmal in scheußlicher Weise vergriffen.

Der Jagdherr war bei Franzl eingetroffen, um mit einigen Freunden ein kleines Riegeln zu veranstalten. Während die Herren vor Aufbruch zur Jagd in Franzls Haus ein kleines Frühstück einnahmen, juckte der Teufel die Buben wieder gehörig und sie ließen Zeit und Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen.

Als man zur Jagd aufbrach und die Hunde ihre Herren unter freudigem Halsgeben umsprangen, bemerkte man zur allgemeinen Ueberraschung, daß der Dackel des Jagdherrn sich wie wahnsinnig um sich selbst drehte, als sei er vom Veitstanze befallen, und kläffend und knurrend nach der eigenen Rute*) schnappte. Wie ein Wirbel drehte sich der Hund, wie besessen im Kreise, in einem Tempo, daß man zuerst fast nichts unterscheiden konnte. Als man aber zugriff und den „Waldl" zum Stillstand brachte, da zeigte es sich, daß an seinem Rutenende ein Papierball mit einer Schnur befestigt war — ein Werk des edlen Brüderpaares Seppel & Co.

Der Jagdherr und die Gäste lachten zwar über den Schabernack der Buben, der Franzl aber schielte mit einem „vielverheißenden" Blick auf seine Buben und ballte die Faust in der Jagdjoppentasche, dabei ein nach Rückkehr von der Jagd zu erfüllendes Gelöbnis machend, das, wenn sie es gekannt hätten, Seppel und Hansl hätte mit banger Sorge „rückwärts" blicken lassen.

Aber so kräftig der Franzl seine zwei bösen Buben nach diesen und vielen, vielen anderen Gelegenheiten auch „durchwachelte", ihre Gesinnung und ihre Taten blieben dieselben. Ja, mit der Zeit machte sich sogar eine gewisse Abhärtung gegen die „Versohlungen" ihrer verruchten Schwarten geltend, so daß sie

---

*) Schweif.

ihre Prügel mit der Würde indianischer Krieger am Marterpfahle hinnahmen.

Franzl, dem dies nicht entging, nahm daher von der als unwirksam erkannten „physischen" seine Zuflucht zur „moralischen" Einwirkung auf die beiden Spitzbuben, sich von letzterer einen um so heilsameren Erfolg versprechend, als, wie er wohl wußte, den beiden Burschen bei all ihrer sonstigen Pfiffigkeit doch noch eine heilsame Geister- und Gespensterfurcht geblieben war.

So war der St. Nikolaustag, der 6. Dezember, nahe gerückt. An diesem Tage geht der „Nikolo", wie die selbst in protestantischen Gegenden populär gewordene Figur des hl. Nikolaus im Volksmunde genannt wird und als Vorläufer des Weihnachtsfestes sich offenbar vielfach mit „Knecht Ruprecht" zusammengeworfen findet, als Schreckpopanz verkleidet, prüfend und warnend, ermahnend, strafend und beschenkend von Haus zu Haus zu den Kindern nach altem frommen Brauch.

Da sitzen am Vorabend des Nikolaustages Buben und Mädeln gar sittsam und erwartend, unter heilsamem Schauern auf der Ofenbank, um so ängstlicher, je mehr ihnen die eigene Gewissenserforschung sagt, daß sie etwas auf dem Kerbholz haben. So lauschen sie auf das Nahen des gefürchteten „Nikolo", der — ein alter Mann mit wallendem, weißem Bart und Schlapphut, dem derben Wanderstab, den rasselnden Ketten, der Rute und dem großen Sack über'm Rücken, aus dem er den braven Kindern Aepfel und Nüsse austeilt, in den er aber die bösen Buben steckt und zu den reißenden Tieren des Waldes hinausträgt, heute über sie Gericht halten wird.

Auch der Franzl wollte sich die Gelegenheit des „Nikolo" nicht entgehen lassen, seinen Buben durch den gefürchteten Nikolo gehörig den Text lesen zu lassen und ihnen so einen heilsamen Schrecken einzujagen. Er hatte zu diesem Zwecke den Holzerbartl für ein „Paar Maß" gedungen, in der beschriebenen Verkleidung am Vorabend des Nikolaustages bei seinen Buben den „Klaub auf", wie der Nikolo auch noch volkstümlich genannt wird, zu machen.

Der Holzerbartl war schon ein alter Has, der den Sechziger schon auf dem Buckel hatte und an dem sich der Zahn der Zeit ganz besonders, um mit Homer zu sprechen, am „Gehege der Zähne" bemerkbar machte, sintemalen von diesem „Gehege" von einst dem Alten nur mehr einige kümmerliche Stumpen geblieben waren, von denen einige, wie die Fangzähne eines Fleischerhundes aus den Kiefern hervorstanden und dem verwitterten Gesicht des Alten mit der kühn gebogenen Adlernase und dem langen, struppigen Vollbarte einen dräuenden Ausdruck verliehen. Gerade diese „Zahndefekte", wie man sich euphemistisch für das vulgäre „Zahnlucken" ausdrücken könnte, machten es, daß der Bartl den schönen Buchstaben S nicht mehr aussprechen konnte, sondern sich an dessen Stelle eines D-Lautes bediente, ein Sprachfehler, der dem Alten schon viele Hänseleien eingebracht hatte.

So war denn der Vorabend des Nikolaustages gekommen. Je mehr sich die Abenddämmerung hereinsenkte, um so mehr senkten auch Franzls böse Buben die von Spitzbubereien erfüllten Sündenhäupter und zogen, auf der Ofenbank an einander gedrängt, die schuldbeladenen Buckel hoch, denn jetzt mußte das Strafgericht jeden Augenblick nahen. Und wirklich — kaltes Entsetzen fuhr den Buben ins Gebein — jetzt ertönten auf dem Hausflur schwere, schleppende Schritte, die Stubentüre öffnete sich und auf der Schwelle erschien, von seiner Laterne mit geisterhaftem Scheine übergossen und furchtbar mit den Ketten rasselnd die Schreckgestalt des „Nikolo".

Seppl und Hansl schrumpften auf ein Nichts zusammen. Aber da begann der Gewaltige schon mit hohler Grabesstimme seine Strafpredigt.

„Oed Daulumpen, öd miderablige, enker Vattern hat mir schon dagt ...."

Aber weiter kam er nicht. Der Seppel, dieser Lausbube, hatte an der unglückseligen Aussprache sofort den Bartl erkannt, streckte die Zunge eine halbe Elle lang dem Nikolo entgegen und brüllte dann:

„Jeh, den schaugt's an; der alt' Bartl möcht uns vernikoloern!"

Und im nächsten Augenblick hingen die beiden Rangen an dem Alten und räumten ihm mit der Gier von hungrigen Wölfen die „guten Sachen" aus dem Buckelsack.

Der Franzl aber hat anderen Tags den Bartl sakrisch z'samm g'schimpft, daß er sich mit seinem „dalketen G'schwefel" selber den Buben verraten hätt', die jetzt erst recht nichts mehr fürchten täten.

Das ist die wahre Geschichte von dem erkannten Nikolo!

Sein Christkindl.

Bald zwei Jahre sind es, da sah es in dem einsamen Forsthause, das inmitten einer weiten Rodung im heute tief verschneiten Walde steht, gar trüb und traurig aus. Die heilige Weihnachtszeit war ins Land gekommen mit all ihrer Weihe und ihrem mystischen Zauber, mit ihrem Wünschen und Hoffen von Seite des zu Beschenkenden, mit ihrem Wichtigtun und ihrer Geheimniskrämerei von Seite des Gebers.

In dem weltverlassenen Jägerhause aber da vor uns auf der Rodung war nichts von all den beseligenden Gefühlen der fröhlichen Weihnachtszeit zu spüren. Wohl lief ein frisches, etwa vierjähriges Bübchen im Hause umher oder tummelte sich mit seinem Schlitten vor demselben, wohl standen die Christbäumchen in reicher Auswahl rings umher und ein schönes blasses junges Weib sah hinter den weißen, fein gefältelten Vorhängen aus dem Fenster nach dem Kleinen, aber eines fehlte dem sonst so traulichen Jägerheim dazu, seine Bewohner weihnachtsfroh und schenkensfreudig werden zu lassen, — der Vater.

Der lag heute draußen im verschneiten Friedhofe des nahen Bergdorfes und schlief den ewigen Schlaf unterm Hügel, über den die Schneewehen in feinen Wirbeln tanzten, indes ein Rabe krächzend hinstrich über die Steine und Kreuze der kleinen einsamen Totenstätte. Huh, wie kalt und schaurig muß es da unten im Grabe sein!

Wie es gekommen, daß der junge Jäger so früh schon hinabstieg ins Totenreich, fort von seinem jungen Weib und seinem einzigen kleinen Bubi, der ihm nach seiner Trude, seinem herzlieben Weibchen, das Liebste war auf der weiten Gotteswelt? Mein Gott, die alte Geschichte: Pflichttreue, Jägerblut und Mannesmut auf der einen Seite, Diebsgelüste, Rachsucht und hinterlistige Feigheit auf der andern, — Jäger und Wildschütz.

An einem Morgen war der Förster Franz ausgezogen zum Revierbegang und hatte Trude und klein Bubi so merkwürdig heiß und innig zum Abschied ans Herz gedrückt, als bewege ihn eine bange Ahnung. Und er wußte auch, welch' schweren Gang er vor sich hatte, auf den „krumpen Anderl", wie man den hinkenden, schieläugigen Tiroler Lumpen nannte, der mit Recht als der größte und zu fürchtendste Wildschütz weit im Umkreis galt. Von ihm war offener Kampf nicht zu erwarten, wohl aber eine Kugel aus dem feigen Hinterhalte, und der Schurke schoß sein Blei mit tötlicher Sicherheit.

Droben am Zwangswechsel saß der Förster auf der Paß, denn es war Sonntag, und der wird ja bekanntermaßen von dem wildernden Gesindel aller Grade von Niederträchtigkeit mit Vorliebe zur Ausübung des verbrecherischen Tuns benützt. Vom Tal herauf klangen die Kirchenglocken so feierlich, so mahnend und ernst stimmten sie des Försters Herz, wie Totengeläut', und seine Gedanken flogen immer und immer wieder hinab ins Tal zu Weib und Kind, ein heißes Verlangen glühte in ihm auf nach den beiden Lieben und die Arme breitete er aus nach ihnen, als sollte er sie nimmer wiedersehen.

Und etwa hundert Schritte über dem Jäger, hinter dem verbröckelten, verwitterten Felsblock sah ein lauerndes Gesicht mit struppigem Bart hervor, tückische Augen schossen Blitze unter der tief ins Gesicht gezogenen Krempe eines alten verschlissenen Hutes und ein grimmiges, teufliches Hohngrinsen verzerrte den Mund des Elenden da hinterm Stein. Jetzt schob seine knöcherne Faust ein altes Schießeisen hinter dem Steine vor und richtete es auf

den Förster; der schielende Lump kniff das linke Auge zu zum ruhigen vorsichtigen Zielen und der Schuß rollte dahin, allmählich im weiten Getal und Gebirge verklingend. Und drunten lag ein braver Jäger, regungslos, die Faust auf die Todeswunde in der Brust gedrückt und der rote, verrieselnde Lebensquell färbte die Schneedecke. Deshalb ruht heute der arme Förster unterm Grabhügel am einsamen Friedhof.

Was das junge Weib damals litt, als man nach langem Suchen den geliebten Mann erschossen zu Tal brachte! Und nachdem der reine, durch keine anderen Erwägungen beeinflußte Seelenschmerz ausgetobt hatte, da kamen dann die Sorgen materieller Natur. Doch diese wenigstens sollten behoben werden durch die Liberalität des hohen Jagdherrn, der selbst bei der jungen Witwe vorsprach, um Trost zu spenden und die Folgen möglichst zu lindern, die der Tod seines, in seinem Berufe verunglückten Beamten für dessen Familie gehabt.

Und so sagte denn der gute alte Herr dem schmerzstarren, todblassen Weibe, die Frau Försterin solle mit Bubi im Hause bleiben und es werde demnächst ein neuer Förster einziehen, der aber unverheiratet sei und daher ihrer Stütze zur Führung des Hauswesens bedürfe, und er setzte der armen Frau ein für sie und das Kind ausreichendes Einkommen für diese ihre Hausfrauentätigkeit aus. So war wenigstens der Druck der bangen Sorge ums tägliche Brot vom Herzen des jungen Jägerweibes genommen, und sich aufraffend, ging Frau Trude an die Vorbereitungen, den zu erwartenden Nachfolger Franzels zu empfangen.

Und der kam auch gar bald, und sein erstes, was er tat, war es, Trude zu versichern, wie warm und innig und aufrichtig er mit ihr fühle. Und wirklich, das klang so herzinnig und weichherzig von den bärtigen Lippen des urkräftigen Mannes, daß es warmen Widerhall fand im Herzen des Jägerweibes. Und auch klein Bubi nahm der junge Jäger auf den Schoß und küßte ihn, und der sträubte sich garnicht dagegen und fürchtete sich nicht vor dem großen, dem bärtigen Mann

mit dem verwetterten braunen Gesicht und den blitzenden, kühn blickenden Augen.

Gar bald waren die drei heimisch. Der neue Herr Förster, Adolph Hollauer hieß er, erzählte so viel und so schön von seinem bewegten Jägerleben und den weiten Fahrten, die er trotz seiner erst dreißig Jahre schon gemacht hatte, daß die gemeinsam verbrachten Abende wie im Fluge vergingen, und gegen Trude war er immer so ritterlich und zuvorkommend, sagte sich diese . . . . und sie grübelte und dachte . . . . und sie fragte sich, wie es möglich, daß er noch immer allein und unbeweibt . . . . der schöne Mann . . . . und Trude erschrack über sich selbst, daß sie Adolph, will sagen den Förster, „schön“ fände. Und hin ging sie dann zu dem Bilde des verstorbenen Gatten, und das törichte junge Herz klagte sich der Untreue im Gedenken an den Toten an und erflehte unter Tränen seine Verzeihung.

Und scheu und immer scheuer wurde Trude gegen den jungen Förster. Sie wich seinem Blicke aus, und wenn sie fühlte, daß dieser auf ihr ruhte, so stieg heiße Röte in die sonst bleichen Wangen des jungen Weibchens. Der Jäger bemerkte es vieldutzendmal, und jedesmal zog ein jubelndes Empfinden durch sein Herz. Wie begehrenswert schien ihm das junge Geschöpf in seiner vornehmen Zurückhaltung, in seiner reizenden Unnahbarkeit. Und doch schien sie diese Zurückhaltung als eine Pflicht zu empfinden, als eine harte Pflicht, die ihr das treue Gedenken an den Toten auferlegte.

Wie töricht! „Lasset die Toten ruh'n, freue der Lebende sich“, hatte Adolph einmal, wie im Unmute ausgerufen, als bei irgend einer Gelegenheit das Gespräch sich um eine an Uebertreibung grenzende Pietät gegen längst Verstorbene drehte, und das „Freue der Lebende sich“, hatte er ihr, wie einen Befehl, zugerufen, und die Worte hatten sich wie erlösend, in Trudes Herz gesenkt.

Ja, freue der Lebende sich! Adolph hat recht. Kann es eine Pflicht der Pietät geben, die uns zwingt, Leben und Jugend zu

vertrauern? Könnte der Gegenstand unserer Trauer es billigen, das wir im Nachhängen eines wesenlos gewordenen Ideals einen törichten Totenkultus treiben und zu schwach sind, einen herben Schicksalsschlag zu überwinden, das Leben zu nehmen, wie es ist, und auch wieder zum Leben zurückzukehren und uns desselben zu freuen? Ja, ja, es ist so: „Lasset die Toten ruh'n, freue der Lebende sich!" Und von dieser Stunde der Erkenntnis an wichen die großen träumerischen Augen Trudes dem fragenden langen Blick des Försters nicht mehr aus. Der hatte sie schon einigemale nicht mehr, wie sonst, bei ihrem Familiennamen, sondern „Frau Trude" genannt, und das hat so merkwürdig süß geklungen, und Trude hat lange, lange Zeit denken müssen, daß er Adolph heiße und daß Adolph so ein schöner Name sei, so schön wie — Adolph selber.

Huh, wie hatte sie bei dieser Erkenntnis das schöne Haupt mit den schwellenden kohlschwarzen Flechten schämig gesenkt und war geschäftig in die Küche gelaufen, in nützlichem, häuslichem Tun den kaum keimenden, süßen Wunsch zu vergessen, über den sie sich selbst nicht Rechenschaft zu geben verstand.

Eine Zeit des unbewußten Sinnens und Träumens begann für Frau Trude; eine Zeit des allmählichen Erkennens und ruhigen Abwartens der Reife des Geahnten für den jungen Jägersmann.

So war die Weihnacht herangekommen, die erste, die der junge Förster Hollauer im Forsthause auf der Rodung mitmachte. Noch trüber und träumerischer war um diese Zeit Frau Trude geworden. Mochte ihr doch die gefühlswarme Zeit des Weihnachtsfestes ihre Verlassenheit umso fühlbarer machen, und sie das Fehlen des geliebten Gatten umso schmerzlicher empfinden.

Schon einige Tage vorher hatte Hollauer eine schlanke junge Fichte aus dem Forste hereingeholt und begonnen, das Bäumchen in seiner Junggesellenstube mit allem aufzuputzen, was der Weihnachtsmarkt an blinkendem, funkelndem Tand zu bieten vermag. Fest stand es in ihm, er mußte geben, schenken, Freude machen,

Liebe spenden am Feste der Liebe. Aber wen beschenken? Trude? Das geht wohl nicht gut an, aber klein Bubi soll sein Teil abbekommen, denn was er dem Kleinen schenkt, das fühlt Hollauer, das hat er zehnfach dem Mutterherzen geboten, in dem der Freudenruf des Kleinen hundertfach wiederklingt.

Ganz durchdrungen und eingenommen ist Hollauer von seiner Mission, dem Kinde eine Weihnachtsfreude zu machen, und schon einige Tage vor dem Feste ist er mit seinem Dienstfuhrwerk in die nahe Provinzialstadt gefahren und ein großmächtiges Paket hat er davon zurückgebracht und es sorgsam in seinem Kasten verschlossen. Sechs Jahre alt ist der kleine Bursch bereits, und als echter Jägerjunge hat er seine größte Freude am Schießen und Jägerspielen. Und da birgt denn das geheimnisvolle Paket ein vollständiges Berglerg'wandl en miniature, von den kleinen genagelten Schuhen, dem kurzen Lederhöschen, bis hinauf zum spielhahnstoßgeschmückten Jägerhüt'l, ein wirklicher, kleiner Rucksack, ein winziger Bergstecken und eine „sakrische Bix" mit wirklichem Hahn und papierenen Knallkapseln ist auch dabei. Und laden kann man die Bix, und die Bolzen schlagen auf ganze Zimmerweite ins Brett, daß sie darin mit den scharfen Spitzen stecken bleiben. Wie wird das den kleinen Burschen freuen. Und der gute große Hollauer freut sich selbst wie ein Kind, die Freude des Kindes mit abzugenießen, und er kann das Nahen des Weihnachtsabends gar nimmer erwarten.

Endlich ist er da, der heilige Christabend. Weihevolle Dämmerung senkt sich schon zu früher Abendstunde herein auf den verschneiten Wald, der kirchenstill in majestätischer Ruhe daliegt und in seinem heiligen Schweigen uns zu gemahnen scheint, auch in stiller Andacht den Geist dem Erhabenen zuzuwenden. Hollauer hat Frau Trude gebeten, das Weihnachtsbäumchen zurichten zu dürfen, und sie hat es ihm nicht verwehrt, aber mit abgewandtem Gesichte ist sie von ihm gegangen, wie unter dem Banne eines beklemmenden Bangens stehend, wie wir es empfinden, wenn wir das Nahen irgend einer wichtigen Entscheidung

fühlen. Und schweigend und — sich selbst unbewußt — schwebend zwischen erwartendem Bangen und froher Zuversicht, hat Hollauer das Bäumchen aufgeputzt, die vielen Süßigkeiten daran gehängt und die farbigen Wachslichtlein aufgesteckt. Und je näher er dem Ende seiner Arbeit kommt, umso banger wird ihm ums Herz. Jetzt ist er fertig und zündet die Kerzchen an . . . jetzt ist auch das geschehen . . . und sich stramm aufrichtend gibt Hollauer das Zeichen für klein Bubi, daß das Christkindlein gekommen. Laut jubelnd stürmt der muntere Bursche ins Zimmer und steht gebannt vor der Pracht des lichtüberfluteten Bäumchens und der Geschenke, die darunter ausgebreitet liegen; die herrliche „Bix", ein großes „Dienstpferd" mit wirklichen Haaren, Steigbügeln und Zaum und noch viele andere Herrlichkeiten. Frau Trude, die dem Kleinen gefolgt, steht verlegen und nimmt die Weihnachtswünsche Hollauers entgegen, die ihr dieser lachend und mit leuchtenden Augen zuflüstert. Aber dann machte sie ihm zögernd leichte Vorwürfe über die dem Kleinen gebotene überreiche Bescherung und verlegen schließt sie: „Und ich hab' gar kein Christkindl für Sie!"

Aber da hat der junge Förster schon den kleinen Buben auf dem einen Arm, und den andern um Trude schlingend, bittet er flüsternd, heiß und dringend: „Trude, laß Bubi mein Christkindl sein!"

Ob sie's ihm ließ! — Längst waren die Lichtlein heruntergebrannt und wie Weihrauchduft lag's im Zimmer, da saß hinten in der Ecke, während der muntere Knabe ganz mit seinen Geschenken beschäftigt war, ein glückliches Paar eng umschlungen und sagte sich flüsternd die alte, ewig neue Geschichte von Liebe und Menschenglück zum tausendsten Mal. — Und als um Mitternacht nach heiligem Brauch der junge Förster sein gefundenes Lieb am Arme hinunter ins Tal zur Christmette führte und die Kirchenglocken so feierlich ihre Schallwellen zu den hochragenden Wänden des Gebirges emporsandten, da scholl es aus ihrem Singen und Klingen: „Lasset die Toten ruh'n, freue der Lebende sich!"

Der Alchimist.

Dem alten Forstwart Sauigel sei' Bua, der Franzl, hätt' auf Geistli' studiern sollen, a so hätt's d' Stasl, an Franzl sei' Muattern gern g'sehgn, weil s' selber so woltern viel sakrisch gern bet' hat. A der Franzl hat alser kloaner den ganzen Tag „pfarrert", wia mer im Försterhäusel für Pfarrerspielen g'sagt hat. An alten Troadsack hat er für a Meßg'wand anzogen, dem alten Jagdg'hilfen sei' Fuchspaßzipfelhauben hat er aufg'setzt für a Kapuzinerkaputzen, um d' Mitten hat er a Hundslein umbunden und an jeden Fuaß a alte Putzbürsten für Sandalen anzogen und a so hat er pfarrert. Diam hat er aa a Predi' g'halten, wo derzua er auf d' Krautbrenten in der Schupfen hint auffig'standen is' und sei' Predi' g'halten hat. Dö zwoa Dackln, der Waldl und der Schlupferl, und a dö Hendeln und der Gockel, wo an Franzl zuag'lost ham, ham d' Schweaf hänga lassen, wenn er recht g'schimpft hat und aufgehört hat der Franzl nöt zum Predigen, bis er völli' hoaßri' worn is' und koa laut's Wörtl mehr aussibracht hat.

D' Muattern vom Franzl hat drüber dö größt Freud' g'habt, weil mer nöt anderst denken hat könna, wia daß der Franzl geistli' wern tat, aber der alt Sauigel hat g'moant, a Jagersbua tat nöt für an geistli'n Herrn passen und sollt wieder a Jager wern, wie der Vatter, söll waar g'scheiter.

Aber da is' er der alten Stasl recht kemma. Ja, freili, daß er aa a so a versuffner Hallodri wern tat, wie alle dö Malefizjager, nix beten und dafür fluacha tat, daß mer a Ganshaut kriagen kunnt, und schließlich ohne Strümpf und Schuahch zum Teufel fahrn müaßt. Na, da is' a „Herr" decht a bissel epps anderschts und a Herr müaßt der Franzl wern und damit punktum.

Wia g'sagt, mer hat im Anfang a glabt, der Franzl tat auf Geistli' studieren, wia er zu der Studi in d' Stadt kemma is'; wia eahm aber amal so mit ara siebazehn a achzehn Jahrln dö Hitzen ins Geblüat g'stiegen san, da hat er auf oamal g'sagt, er mag nimmer. Dös hoaßt, g'sagt hat er's nöt, er hat's g'schrieben in an Briafel, damit 's dö Alten glei' schwarz auf weiß haben taten.

„Jeßmarandjosef", hat d' Stasl g'schrian, „der Bua is' vom Teufi b'sessen", hat si' an Schapfen Weihchbrunn ins G'sicht g'schütt', hat an Rosenkranz packt und is' in d' Kirchen g'rennt, wo s' unserer liaben Frau a prügeldicke Wachskirzen versprochen hat, wann s' dem Franzl sei' Hirn, was eahm der Teufel auskegelt hat, wieder z'recht richten tat. Aber nix hat's mehr g'nutzt und in sein nächsten Brief hat der Franzl g'schrieben, daß er auf d' Oberförschterei studieren tat. Der Saurigel hat g'sagt, der heili' Geist hätt'n Franzl derleucht', aber d' Stasl hat steif und fest behaupt', der Franzl waar vom Teufel b'sessen.

Sakrisch viel Geld hat die Studi scho kost, aber mei', es is' koa Wunder, wenn ma bedenkt, was der Franzl hat alles studieren müassen. I' will no' gar nix sagen von der Viehsik, wia mer dö Lehr von die Naturerscheinungeu nennt, wozua aa dö Lehr vom Gleichg'wicht der Körper g'hört, damit dö Studenten nöt umfallen, bal's b'suffen san. Aa Botanik hat der Franzl studieren müassen, was dö Wissenschaft von dö G'müaser und dem Greanzeug bedeut', damit dö Studenten nöt epper an Kohlrabi statt an Radi zum Bier essen . . . no nöt gnua . . . . sogar Zoologie is' no derbei g'wen, was mer auf Deutsch so viel nennt,

wia „Viehchg'scheitheit", was also dö Kenntnis von dö Viehcher bedeut', damit dö Studenten eahnerne Affen richti' behandeln lernen und schließli' is' gar no' Chemie derzua kemma, wo dermit mer's kennt, bal d' Milliweiber a Wasser statt der Milli, oder d' Bräuer a Kletzenbrüah statt'n Bier verkaufen und damit dö Studenten, wenn s' dös Bauchzwicken ham, ganz genau wissen, von wöllen Gift der Wehdam kimmt. Mei' liabe Muatter von Altötting, an Kopf mögst ham, wia a Wasserschaffel, bis d' dir dös alls dermirkst.

Aber grad dö Chemie is' so dumm nöt, weil mer dermit a dö Medizinen machen konn, wo dermit dö medizinische Fatalität*) dö Kranken schneller umbringen konn, damit s' nöt so lang leiden müassen.

Daß dö Chemie aa guate Seiten hat, hat si' b'sonders bemirkli' g'macht, wia amol der Franzl aus der Stadt auf B'suach z'haus kemma is'. Da ham der alt Sauigel und der Franzl vor lauter Freud z'wegern Wiedersehn a bissel z'viel g'suffen und ham am andern Tag woltern schiache Kater g'habt.

B'sunders dem alten Sauigel is' d' Zung wia a alter Stiefelziager in der Gurgel g'steckt und der Schädel hat eahm brummt, wia a Baßgeigen. Aber da hat der Franzl zwoa Pülverln z'samma'mischt, dö ham 's siaden und 's brausen ang'fangt und, wia der Alt' und der Jung' a jeder ham so a Glasl Wasser mit dö Pülverln austrunken g'habt, ham si' dö schiachen Dämpf aus'm Magen verzogen und is' eahna wieder guat wor'n.

Sakra, hat der Alt' g'sagt, der Franzl sollt eahm a paar Pfund von dene Pülverln b'sorgen, da kunnt mer ja 's Doppelte saufen und was a paar Pfund kosten taten.

„Zwanz'g Gulden," hat der Franzl g'sagt.

Teuer is's dem Alten scho' vürkemma, aber mei, was magst machen und da hat er halt dem Franzl hinterm Rucken von der Stasl zwanz'g Gulden für dös Katerpulver geben, dö der Franzl g'schwind ins Schilewestenleibeltaschl g'steckt hat.

*) Fakultät.

Wal's gar nimmer anders gang' und oan recht hundshäuter im Magen is' hat der Franzl zum Vattern g'sagt, war's am besten, mer nahm dö zwoa Pülverln a jeds extri aufg'löst ein, aften kemmaten s' im Magen drunt erscht z'raffen und schmießen alles aus'm Magen aussi, was nöt einig'hört. Den Magen tat's dabei auftreiben, wia an Luftballon, so daß er dernach a wieder mehra vertragen kunnt. Versteht si', daß si' der alte Sauigel dö Lehr hinter d' Luser g'schrieben hat.

„Sakra, is' decht epps Merkwürdig's," hat der Alt' g'moant, „um dö Pülverl- und Tranklkunst".

„Söll is' no' gar nixen," hat der Franzl g'sagt, „aber in früherne Zeiten vor a paar Jahrhundert, da ham s' den „Stoa der Weisen" g'funden, ham s' g'moant, der aus zwoa Trankeln b'standen is, der „roten" und der „weißen Tinktur". Mit der roten hat mer a Blei, a Eisen oder so a G'lump in Gold und mit der weißen in Silber verwandeln könna, woher heut' no' der Ausdruck „vergolden" und „versilbern" oder „zu Geld machen" kemma tat.

Da hat der Alt' d'Luser nöt schlecht g'spitzt und g'reut hat's 'n sakrisch, daß mer dös heutzutag nimmer kunnt. Er sollt's doch no amal probieren, hat er zum Franzl g'sagt, am End gang's do' no', aber der Franzl hat a ganz a geheimnisvoll's G'sicht g'schnitten und hat bloß g'sagt: „Wern mehr schon schaugen! Schön war's freili', wenn mer all's zu Geld machen kunnt."

Drauf san s' wieder auf an andern Dischkurs kemma und am andern Tag is' der Franzl wieder in d'Stadt zu der Studi g'fahren. Den alten Sauigel aber hat dö G'schicht mit der Gold- und Silbermacherei sakrisch druckt, b'sunders weil der Franzl in der Stadt alleweil no' mehra Geld braucht und oan Pumpbrief um den ander'n hoamg'schrieben hat und da hat er si' halt oans schön' Tags aufg'macht, an Franzl in der Stadt hoamz'suachen, um z'schaugen, wia's denn eigentli mit der Studi stand.

Wia er im Vormittag zum Franzl seiner Loschierfrau kemma is', is' der Franzl nöt derhoamt g'wen. Um dö Zeit, hat d'

Loschierfrau g'sagt, is' der Herr Student im Hofbräuhaus, nachher geht er zum Mittagessen ins Reschterang, von durten ins Kaffeehaus und nachdem auf d' Nacht in d' Kneipen; wann der Herr was wollt, so sollt er dader in Franzl sei' Zimmer neigehen und dö Botschaft auf a Fetzerl Papier aufschreiben.

Wia der alt' Sauigel in dem Franzl sei' Stuben einikimmt, da hat er g'schaugt, wia a frischg'wölfter Mopsl, so dumm, was er da alles g'sehgen hat. An dö Wänd' san lauter großmächtige Schapfen aus Zinn mit schöne Schnörkeln d'ran g'standen, ganz kapitale Ochsenhörner, wia der alt' Sauigel seiner Lebtag koa g'sehgen hat, mit Zinnreifeln eing'faßt und mit Quastelschnür' d'ran san a derbei g'wen, Sabeln und anders Stichwerk is' an dö Wänd' g'hängt, Mordstrümmer Tabakspfeifen san auf aner Rahm g'standen, und auf'n Tisch hat's ausg'schaugt, wia wann mer den dreiß'gjahrigen Kriag durt g'schlagen hätt'. Umg'schmiß'ne Maßkrüag, z'sammg'haute Flaschen, Zigarrenstummeln san 'rumg'legen, ja auf'n Nachtkastl san gar a paar Haarnadeln g'legen. Was nur a Mannsbild mit Haarnadeln tuat? Dem Sauigel is' alles dös a bissel eigentümli' vürkemma und er hat'n Franzl sei' Loschierfrau g'fragt, ob der Franzl a fleißi' studieren tat. „Studieren tuat er schon," hat d'Loschierfrau g'sagt, „aber g'rad', wia er alles versilbern und zu Geld machen konn."

Da is' dem alten Sauigel a Stoa vom Herzen g'fallen. „Tuat er's, no, nachher is's recht", hat er g'sagt und is' gangen, an Franzl im Hofbräuhaus aufsuachen.

D' Sintflut.

Balst was gern hast, möcht'st es ham und derbei sein, das is so klar wia d'Kletzenbrüah. Hast dei Wild und dei Jagd gern, so möcht'st im Holz draußen sein, hast's Bier oder an Wein gern, so möcht'st im Wirtshaus sein und hast a Madel gern, so möcht'st erscht recht derbei sein, bei ihr im Kammerl nnd mit ihr schön tuan und busseln und nit alleweil auf zwa Stund mit'n Spektivi drauf hinschiageln müassen. Auf a solch's G'spusi pfeif i.

Grad akkrat a so hat si a der Solleitner Fertl, der Jager, denkt.

Er hat schon lang a G'spusi mit dem alten Feichtenbauern seiner bildsaubern Resl anbandelt g'habt und a d'Resl hat'n Fertl so woltern sakrisch vül gern g'habt, daß ihr 's Herzerl unterm Miader wia a Lamplschwoaf g'wackelt hat, bal s' nur grad an' Fertl denkt hat. Versteht si, daß 's dö zwa druckt hat, wia wann s' eiserne Leberknödeln g'schlickt hätten, amal in Hoang'rt z'samm'z'kemma und im Kammerl von der Resl amal a weng z'halsen und z'busseln.

Da hat's aber eben an schiachen Haken g'habt. Der alte Feichtenbauer is a so a mißtrauerischer Tropf g'wen und hat so aufpaßt, wia a Haftelmacher, daß an alter Drach, wo an Schatz hüat't, gar nix dergegen g'wen is. Auf d'Nacht vorm Schlafen-geh'n is der Alt' wia a Kerkermeister mit'n Schlüsselbund im ganzen Hof rumg'schoben, hat dö Dirn und d'Resl ins Bett g'schickt, hat nachher alle Türen, vorn und hint und rundumadum,

zuag'spirrt und is z'letzt mit'n Schlüsselbund ins Bett g'schoben. Ja sogar mitten bei der Nacht, bal nur dös alte Hundsviech, der Schnuferl, der Hofhund, an Kauntzer tan hat, is der alte Feichtenbauer eigens mit der Latern nachschaug'n gangen, was's geben tat.

D'Fenster waren a rundumadum um an Hof vergittert, wia in an Zuchthaus, denn der alte Feichtenbauer hat a höllische Angst vor Spitzbuaben und Raubmörder g'habt, der alte Geizkragen, fast no mehra wia vor dö Geister und G'spenster, wo dergegen er si alle Tag vorm Schlafengeh'n an ganzen Schapfen voll Weichbrunna in sein dalkats G'frieß g'schütt hat.

Wunder war's grad koan's g'wen, wenn amal so a Geist von oan, dem der alte Wuacherer, der Feichtenbauer, um Haus und Hof und vor lauter Sorg unter d'Erden bracht hat, auf-g'standen war und dem alten Halunken den Grind umdraht hätt'. Kannst dir denken, daß so a alter Lump, wia der Feichtenbauer war, a woltern sakrisch vül bet't und grausli abergläubisch is, weil so an nixnutzigen Kerl halt do 's G'wissen druckt und er moant, er kunnt mit sein Gewuisel sogar an Herrgott no b'schwindeln, daß er seine Lumpereien vergaß', wann's amal zum Abschiefern geht. So a Fallot werd aber schaugen, wia eahm der Herrgott werd a Rad zum Teufel numschlagen machen.

Wia also sollst in so a Malefizbaracken einikemman, wia der Feichtenbauernhof, wo alles wia in aner Festung vorn und hint verrammelt is? Ueber dös ham der Fertl und d'Resl schon lang nachg'studiert, aber da war eben guater Rat teuer. Dem alten Schnuferl hat der Fertl freili schon lang so a Marschierpulverl geben, wo dermit er a seine Füchs vergeben hat und der alte Schnuferl is richti am andern Tag prügelstarr vorm Hof g'legen; aber der alte Feichtenbauer is iatzt nur no vül mehra mißtrauisch worn, weil er g'moant hat, es tat si a Raubmörder anpürschen, wo z'erscht den wachsamen Schnuferl hat wegramen wollen. Und sogar g'fressen hat der alte Geizhals das uralte, bockléderne Hundsviech noch, dös natürli so zach war, daß an alter Stiefelziager der reinst' Butterwecken

dergegen is. Zwa Zähn' hat sie der Feichtenbauer derbei ausbissen, aber dös hat'n erscht recht g'freut, weil er si's sunst hätt für an Sechser beim Bader reißen lassen müaſſen. Von der Haut hat er si an ledern Zugbeutel machen lassen.

G'nutzt hat also das Verschwinden vom Schnuferl dem Fertl und der Resl doch nix, weil eben der Alt' no da war, dem mer leider nöt a vergeben hat könna. Wia also den Alten amal bei der Nacht aus'm Haus nausbringa? Da d'rüber hat der Fertl langmächti nachdenkt und schließli hat er si vürg'numma, si hinter d'Resl z'stecken und den Aberglauben vom Alten zu dem Zweck z'benutzen. Weil mer aber schon alte Leut nöt verhonackeln soll, a nöt, wenn's Lumpen san, wia der Feichtenbauer, und wia mer mit heilige Ding nöt sputzentreiben soll, so hat a der Fertl bei dera Frozzlerei zum Teil sei Fetten kriagt.

Also hat der Fertl der Resl dö Lumperei, dö er si ausdenkt hat, guat einpaukt und d'Resl, wo a nöt aufs Hirn g'fallen war und 's faustdick hinter dö kloana Ohrwascherln g'habt hat, hat a damische Freud über dö Spitzbuaberei vom Fertl g'habt, hat eahm a Bussel geben und hat g'sagt, sie wurd dös Ding scho machen.

Wia d'rauf d'Resl und der Bauer derham beim Mittagessen z'sammkemma san, wo d'Dirn a Mordstrumm Schüssel voller faustgroße Knödeln auftragen hat, hat d'Resl a G'sicht g'macht, wia wenn ihr d'Henna 's Brot wegg'numma hätten, hat nix 'gessen, hat g'seufzt und ganz verzweifelt g'schiagelt und hat auf d'Letzt ins Trenzen ang'hebt.

Dem Feichtenbauer is himmelangst worn, weil er glaabt hat, d'Resl kunnt krank wern und es kunnt der Dokter was kosten und er hat s' glei g'fragt, was ihr fei'n tat. „Nix nöt, Vattern," hat d'Resl g'sagt und hat wieder an Schapfen Zachern derzua g'flennt, hat ganz hoamli und verschwiegen tan und nöt mit der Sprach rauswollen. Wia aber der Alt' vor lauter Angst und Neugier gar nöt hat zum penzen aufg'hört, da hat d'Resl eahm ganz stad und geheimnisvoll ins Ohr g'sagt, sie wurd's eahm alloani unter vier Augen einb'stehen, was s' a so drucken tat.

Der Alte is natürli glei mit der Resl in sei Stuben einigangen und da hat eahm d'Resl woanat und schluchzat und ganz verzweifelt beicht', es war ihr heunt Nacht a Engel im Traum erschiena und hätt ihr g'offenbart, daß dös sündige Menschen-g'schlecht in drei Täg tat wieder von ana Sintflut vertilgt wer'n und die Resl sollt Buas toa und si auf ihra letzt's gottselig's End vorbereiten.

Der Feichtenbauer hat natürli 's Maul aufg'rissen, wia a Stadeltor, aber d'Resl hat sie nöt irr' machen lassen und hat weiterpredigt, so feierli und ernst, wia der Pfarra in der Kirchen. Aber Oaner, a Gottsoanziger, hätt der Engel weiter g'sagt, wo a recht a heiliger Mo' is und alleweil bet't, Oaner tat g'rett' wern, söll war der Vattern, der Feichtenbauer.

Ganz erschöpft hat d'Resel verschnauft und hat si mit'm Schneuztüachel dö Zachern aus die Augen g'wischt. „Und was nachdem?“ hat der Feichtenbauer g'sagt, der von dera schrecklichen Offenbarung scho ganz dernepfft und hirndamisch worn is.

„Du, Vattern,“ hat d'Resl weiterg'logen, „hat der Engel g'sagt, sollst die nächsten drei Täg', allemal auf d'Nacht, bals finster werd, unsern großen Backtrog auf'n Birnbaum auffibinden und sollst di bis z'Morgats einihocken und bal d'Sintflut kimmt und du hörst d'Leut schrei'n: „Hilf! Hilf! Wasser! Wasser!“, nachdem, hat der Engel g'sagt, sollst dö Strick von dem Backtrog abschneiden und du werst nachher auf der Sintflut wia der Noah in der Archen derhinsegeln und am Berge Sinai landen und der Stammvater von an neuchen G'schlecht wern, hat er g'sagt, sagt er, der Engel. Du werst also g'rett' wern, Vattern, aber i, i armes Madl, i muaß sterben!“ So hat d'Resl g'jammert und hat gott'sjämmerli derzua g'röhrt.

„Na, na“, hat's der Bauer tröst', „hockst di halt a zu mir in Backtrog eini“, aber d'Resel hat g'sagt, dös gang um gar koan Preis der Welt nöt, der Engel hätt' g'sagt, der Vattern müaßt alloani eini, sunst müaßt er a dersaufen und liaber wollt d'Resel sterben, bal nur der guate, liabe Vattern g'rett't wurd'.

Aber iatzt müaßt mer beten und si' auf's letzt End vorbereiten und so ham der Bauer und d' Resel halt bis auf d'Nacht furtbet't und an Haufen g'weichte Wachskirzeln derzua verbrennt.

Auf d'Nacht, um neune, hat der Feichtenbauer aber den Backtrog vürizogen, hat an Loab Hausbrod, a Mordstrumm G'selchts, a Flaschen Schnaps, d' Pfeifen mit'n Tabak und sei groß' Schmalzlerglasl mit der Dachkatzlruaten einito', hat sei groß' scharf's Kuchelmesser derzuag'legt zum Strickabschneiden, hat 'n Trog auf'n Birnbam obern Misthaufen auffibunden und hat si' einig'hockt.

Freili hat'n drin der Datterer und dö Angst vor dö bösen Geister und vor der Sintflut, dö reinbrechen werd, beutelt, daß eahm d' Zähn g'schebbert ham, wia wann dö Toten am jüngsten Tag eahnere Boaner z'sammsuachen taten, a Ganshaut hat er kriagt, wia a Reibeisen und d' Haar san eahm am Schädel z' Berg g'standen wia a Igelschwarten, aber es hat halt alles nix g'holfen und er hat aushalten müassen.

Kannst dir denken, daß, währenddem der Feichtenbauer in der Archen Noah am Birnbam obern Misthaufen g'hockt is und vor lauter Angst Bluat g'schwitzt hat, d' Resel und der Fertl, dö Lumpenbande, beinand im Kammerl g'wen san und busselt ham, daß 's grad g'schmatzt hat, wia wann d' Säu 's Trank auslutschen. Wia's aber im besten G'schäft san, klopft's auf oamal am Reserl sein Kammerfenster. Der Fertl hupft auf, wia wann eahm der Teufel in 'n Spiagel zwickt hätt, schleicht si' zum Fensterl vüri und schiagelt verstohlen auffi. Richti, da hat oaner a Loater ang'legt, steht heroben beim Fenster und pumpert scho wieder an und der Fertl hört eahm ganz deutli wuiseln: „Reserl, liabs Reserl, geh, mach auf, laß mi eini!"

„Kreuzteufi", wispert der Fertl fuchsteufelswild der Resel zua, „da hast ja, du saubers Bröckel, no a G'spusi?"

Scho hat der Fertl in seiner Wuat d'Resel bei der Bürsten packen und sakrisch beuteln wollen, da wuiselt der vorm Fenster draußen wieder:

„O, nur grad an oanzigs Busserl gib mir, liabs Reserl!" Und die Resel hat dem Fertl hoch und teuer g'schworen, daß sie mit dem Kerl nix z'tuan hätt. Es war der Knecht vom Nachbern, der scho a paarmal zum Kammerfenster kemma war und dort Süaßholz g'raspelt hätt', aber d'Resel hätt' eahm g'wiß niamals nöt angeben, auf Ehr und Seligkeit! Und so hat halt der Fertl der Resel wieder glaubt.

Aber was iatzt tuan, um den faden Kerl anz'bringa, daß er a nix spannt, daß der Fertl im Kammerl is? „Aber wart", hat der Fertl g'sagt, „i wer' den Schmachtdeppen scho o'bringa"; und wia der Kerl vorm Fenster wieder g'winselt hat: „Grad oa Busserl, liab's Reserl", hat der Fertl dös Guckerl auftan, hat sei Stimm verstellt und hat aussig'wuiselt: „No, da hast halt oans, aber nachher scheerst di zum Teufel, Müadsack, verfluachter!" Drauf hat eahm der Fertl 's G'sicht zum Guckerl hing'halten und der Ander hat's im Finstern verzückt bußt.

Da hat er aber spannt, daß dös koa Madel nöt is. Er hat beim Busseln dem Fertl sein Schnurrbart kitzeln g'spürt und nach der Pfeifen hat dös Bussel g'stunken, grausli!

Kannst dir denken, was der Kerl für an Zorn über dö Verhonacklerei und für an Eifersucht kriagt hat, wia er's brüahwarm g'spannt hat, daß da a Mannsbild beim Reserl drinn is, dö er schon lang gern g'segen hat.

Und da hat er dem Kerl drinn im Kammerl natürli Rach g'schworen. Abi is er von der Loater, hat an der Latern sein Hausschlüssel glüahend g'macht und is mit'n Schlüssel in der Hand wieder zum Kammerfenster auffig'stiegen.

Wia dö zwoa drinn grad wieder im besten Busseln san, hörn's 'n draußen scho wieder winseln:

„Geh, gib mir no a Busserl, liabs Reserl!"

Der Fertl kriagt natürli an Eselswuat und sagt: „Wart, i wer eahm scho weiterhelfen!" In d'Nasen will er 'n beißen, beim Busseln, hat er im Sinn, und den Kerl an der z'sammzwickten Nasen rumbeuteln, daß er g'langt.

Also macht er 's Guckerl wieder auf und halt dem Kerl 's G'sicht hin. Der aber, nöt faul, rennt eahm den hoaßen Hausschlüssel ins Maul nei und hupft von der Loater abi.

Kannst dir denken, den Weh! Der Fertl brüllt wia b'sessen: „Hilf! Hilf! Wasser! Wasser!"

Der Feichtenbauer aber am Birnbam moant, es kimmt d'Sintflut, weil d' Leit „Hilf!" und „Wasser!" schreien, schneid't mit'n Kuchelmesser d' Strick ab und liegt in der Mistlacken drin. Ganz verzweifelt hat er si drin umananderg'walgelt, aber schließli hat er doch an Misthaufen derwischt und is auffi kraxelt.

Natürli hat er d' Mistlacken für d'Sintflut und 'n Misthaufen für 'n Berg Sinai g'halten, wo er glückli g'land't is.

Und so is er halt auf 'n Misthaufen hocken blieben und hat alleweil g'wart', bis er Stammvater von an neuchen G'schlecht wer'n tat. Wia's aber in der Fruah wor'n is, hat er g'segen, daß er nöt auf'm Berg Sinai, sondern auf'm Misthaufen hockt und er is abig'stiegen, sunst hockat er heunt no droben.



Druck von J. Richter, Wien, XV.

